

Zweites Buch.

Die Revolution.

Ogni lascivia, ogni male, nulla giustizia, nullo freno.
Non c'era più remedio, ogni persona periva. Allora Cola di
Rienzi etc. *Vita di Cola di Rienzi, lib. I. Chap. 2.*

Nichts als Ausgelassenheit, nichts als Böses; keine Ge-
rechtigkeit, kein Zügel. Es gab kein Mittel mehr dagegen,
Alles ging zu Grunde. Cola di Rienzi, u. s. w.

Erstes Kapitel.

Der Ritter von der Provence und sein Antrag.

Es war beinahe Mittag, als Adrian durch das
Thor des Palastes von Stephan Colonna ging. Die
Paläste der Adelligen waren damals nicht so, wie wir
sie jetzt sehen — Sammelplätze für die unsterblichen
Gemälde italienischer, für die unvergänglichen Bild-
hauerarbeiten griechischer Kunst; aber bis auf den
heutigen Tag sind die massiven Wände, die vergit-
terten Fenster und die geräumigen Höfe noch vor-
handen, in welchen sie zu jener Zeit ihre rohen An-
hänger beherbergten. Hoch über dem Thore erhob
sich ein gewaltiger, fester Thurm, von welchem aus
man eine weite Aussicht über die verstümmelten Ueber-

bleibsel Roms hatte. Das Thor selbst war auf beiden Seiten durch Granitsäulen geziert und befestigt, deren dorische Capitäle den Tempelraub verriethen, durch den sie einem der vielen Gotteshäuser, welche früher das geheiligte Forum umgaben, entriffen worden waren. Von einer gleichen Veraubung stammten die ungeheuern Travertinblöcke, aus welchen die Mauern des äußeren Hofes waren. Das barbarische Sich-Zueignen der werthvollsten Kirchendenkmale war zu jener Zeit so gewöhnlich, daß Säulen und Gebäude des früheren Rom von allen Klassen nur als Steinbrüche betrachtet wurden, von welchen Jeder die Materialien zu seinem Schlosse oder seiner Hütte herbeiholen konnte, — eine Zerstörungssucht, weit größer, als die der Gothen, deren eine spätere Zeit gerne alle jene Schmach aufgebürdet hätte, und die vielleicht noch mehr, als schwerere Vergernisse, den klaffischen Unwillen Petrarca's erweckte und bewirkte, daß er in seinen Hoffnungen für Rom mit Rienzi fühlte. Noch immer sind die Kirchen zu sehen, die, von der gestaltlosesten Architektur, neben oder aus den Marmorblöcken erbaut sind, welche die Namen Venus, Jupiter, Minerva heiligen (eher, als daß sie durch diese geheiligt wurden); der Palast des Fürsten der Orsini, des Herzoges von Gravina, erhebt sich über den schönen, noch sichtbaren Bogen des Theaters des Marcellus, — damals eine Feste der Sarelli.

Als Adrian über den Hof ging, versperrte ein schwerer, mit ungeheuern Marmorplatten beladener Wagen, die aus der unerschöpften Fundgrube von

Nero's goldenem Hause gegraben waren, den Weg; sie waren zu einem weiteren Thurme bestimmt, durch den Stephan Colonna das geschmack- und formlose Gebäude noch zu befestigen beabsichtigte, in welchem der alte Edelmann den Ruhm, dem Geseze Troß zu bieten, behauptete.

Der Freund Petrarca's und Zögling Rienzi's seufzte tief, als er an diesem mit einem Raube beladenen Fuhrwerke vorüberging, und sah, wie ein Pfeiler von kannelirtem Alabaster, der nachlässig von dem Wagen herabgerollt wurde, mit lautem Krachen auf das Pflaster fiel. Unten an der Treppe waren einige Duzende der Banditen, die der alte Colonna unterhielt; sie würfekten auf einem alten Grabsteine, dessen deutliche und tiefgegrabene Inschrift (so verschieden von den nachlässigen Schriftzeichen des späteren Kaiserreiches) ein Denkmal aus der mächtigsten Zeit Roms verriethen, und der jetzt, selbst von Asche frei und umgestürzt, diesen wilden Fremdlingen als Tisch diente und schon zu dieser frühen Stunde mit Ueberresten von Essen und Flaschen mit Wein bedeckt war. Sie rührten sich kaum — sie blickten kaum auf — als der junge Edelmann an ihnen vorüberging; ihre wilden Flüche und lauten, in einem nordischen Jargon ausgesprochenen Stoßgebete verletzten sein Ohr, als er mit langsamem Schritte die hohen, unreinlichen Treppen hinaanstieg. Er kam in ein geräumiges Vorzimmer, das halb von der höheren Klasse der Klienten des Patriciers angefüllt war; fünf oder sechs Pagen, ausgewählt aus dem niederen Adel,

standen in einer schmalen Fenstervertiefung und besprachen die ernstesten Gegenstände der Galanterie und Intrigue; drei Anführer der unten befindlichen Bande saßen mit angelegtem Brustharnisch, Schwert und Helm an ihrer Seite, stumm und dumm an einem Tische mitten in dem Zimmer und hätten, ohne die feierlich regelmäßige Bewegung, mit der sie von Zeit zu Zeit ihre Becher an die härtigen Lippen setzten und dann mit behaglichem Grunzen wieder in ihre Betrachtungen versanken, für Automaten gelten können. Auffallend war der Contrast ihres nordischen Phlegma's gegen einen Schwarm italienischer Klienten, Bittsteller und Schmarozer, die unruhig hin- und hergingen und laut mit all den heftigen Geberden und wechselnden Physiognomieen südlicher Leidenschaft mit einander sprachen. Als Adrian unter diese bunte Gesellschaft trat, entstand allgemeines Geräusch und Aufsehen. Die Banditenhäuptlinge nickten mechanisch mit den Köpfen; die Pagen verbeugten sich und bewunderten die Schönheit seiner Feder und Strümpfe; die Klienten, Bittsteller und Schmarozer drängten sich um ihn, Jeder mit einer andern Bitte um Verwendung bei seinem mächtigen Verwandten. Adrian bedurfte all seiner gewohnten Höflichkeit und Gewandtheit, um sich aus ihren Händen zu retten; nur mit Mühe gewann er endlich die niedere, schmale Thüre, an welcher ein großer Diener stand, der die Bewerber einließ, oder zurückwies, je nachdem es sich mit seinem Vortheile und seiner Laune vertrug.

„Ist der Baron allein?“ fragte Adrian.

„Nein, nicht ganz, mein Gebieter; ein fremder Signor ist bei ihm — aber für Euch ist er natürlich sichtbar.“

„Nun, Ihr könnt mich schon einlassen. Ich will mich nach seinem Befinden erkundigen.“

Der Diener öffnete die Thüre — durch welche mancher eifersüchtige und sehnfüchtige Blick hineinschaute — und übergab Adrian der Führung eines Pagen, der, älter und angesehener, als die Müßiggänger im Vorzimmer, der Lieblingsdiener des Schloßherrs war. Adrian ging noch durch ein leeres, großes und trübseliges Zimmer, ehe er sich in einem kleinen Kabinet bei seinem Verwandten befand.

Vor einem mit einem Schreibapparat versehenen Tische saß der alte Colonna; ein Rock von reichem Pelz und Sammt hing fliegend um seine hohe, stattliche Gestalt; unter einer runden Mütze von behaglicher Wärme und karmesinrother Farbe quollen einige graue Locken hervor und vermischten sich mit einem langen, ehrwürdigen Barte. Die Züge des betagten Barons, der längst sein achtzigstes Jahr zurückgelegt, trugen noch immer Spuren von Anmuth, wegen deren er in seinen früheren Jahren berühmt gewesen war. Seine Augen waren, wenn auch tiefliiegend, noch kühn und lebhaft und sprühten das Feuer der Jugend; sein in gefälligem, obwohl halb satirischem Lächeln aufwärts gebogener Mund und seine Erscheinung im Ganzen waren einnehmend und gebieterisch, und zeugten mehr für das erhabene Blut, den schlauen Wis-

und die wackere Tapferkeit des Patriciers, als für seine List, seine Heuchelei und den ihm zur Gewohnheit gewordenen, aber höhnisch stolzen Unterdrückungsgeist.

Ohne gerade ein Held zu sein, war Stephan Colonna tapferer als die meisten Römer, obwohl er fest an dem italienischen Grundsatz hielt, — nie mit einem Feinde zu fechten, so lange es möglich ist, ihn zu betrügen. Zwei Fehler schadenen indessen den Wirkungen seines Scharfsinnes: ein äußerst launenvoller Uebermuth und ein starker Glaube an seine einsichts-volle Erfahrung. Unfähig, nach Analogien zu urtheilen, war er vollkommen überzeugt, daß, was nicht zu seiner Zeit sich ereignet, nie sich ereignen könne. So besaß er, obgleich als geschickter Diplomat allgemein geachtet, die List des Intriguanten, aber nicht die Vorsicht eines Staatsmannes. Wenn indessen sein Stolz ihn im Glücke übermüthig gemacht hatte, so richtete er ihn auch im Unglücke auf. Bei den früheren Wechselfällen eines Lebens, das er zum Theile in der Verbannung zugebracht, hatte er viele edle Eigenschaften der Tapferkeit, Ausdauer und wahren Seelengröße entwickelt, welche bewiesen, daß seine Fehler mehr durch die Umstände angenommen, als von Natur ihm eigen waren. Sein zahlreiches, hochgeborenes Geschlecht war stolz auf dieses Haupt, und mit Recht, denn er war der Meistvermögende und Geehrteste nicht nur unter dem unmittelbaren Geschlechte der Colonna, sondern vielleicht auch unter allen mächtigen Adelligen.

An demselben Tische mit Stephan Colonna saß
Bulwer, Rienzi. I.

ein Mann von edlem Anstande und etwa drei oder vierunddreißig Jahren, in welchem Adrian alsbald Waltern von Montreal erkannte. Dieser berühmte Ritter besaß nicht ganz diejenige Persönlichkeit, welche dem Schrecken, den sein Name überall erregte, entsprochen hätte. Sein Gesicht war schön, beinahe weiblich zart, seine schönen Haare wallten lang und frei über eine weiße, ungerunzelte Stirne; das Leben im Felde und Italiens Sonnenstrahlen hatten seine helle, gesunde Farbe, die noch viel Jugendblüte an sich hatte, nur wenig gebräunt. Seine Züge waren adlerartig und regelmäßig; seine Augen, von einem lichten Hellbraun, waren groß, glänzend und durchdringend; ein kurzer, aber gekräuselter Kinn- und Schnurrbart, nur wenig dunkler als die Haare, gab seinem hübschen Gesichte wirklich einen kriegerischen Ausdruck, der aber eher für einen Helden an Höfen und bei Turnieren, als für den Häuptling einer Räuberhorde paßte. Aussehen, Haltung und Benehmen des Provenzalen nahmen eher ein, als daß sie Furcht einflößten, — indem sie wirklich eine gewisse militärische Freimüthigkeit mit der gefälligen und anmuthigen Würde eines Mannes verbanden, der sich seiner edeln Geburt bewußt und daran gewöhnt ist, mit den Großen und Vornehmen auf gleichem Fuße zu leben. Seine Gestalt hob durch den Widerspruch glücklich den Charakter des Angesichtes, das einen hohen und kräftigen Wuchs erforderte, um seine ungewöhnliche Schönheit von der Beschuldigung der Weiblichkeit zu befreien; sie war von ansehnlicher Größe und bemerkenswerther

Muskelkraft, ohne die geringste Annäherung an einen plumpen oder schwerfälligen Körperbau; sie neigte sich in der That eher auf die Seite der Magerkeit, als Beieibtheit, — zugleich kräftig und schlank. Aber hauptsächlich war die Person dieses Kriegers, der gefürchtetsten Lanze Italiens, durch eine ritterliche und heroische Anmuth in Miene und Haltung ausgezeichnet, welche damals noch sehr durch sein Gewand von braunem Sammt, mit Perlen gestickt, gehoben wurde, über welchem der Mantel der Hospitaliterritter mit darein gewirktem, achteckigem Kreuze, dem Abzeichen seines Ordens, hing. Der Ritter beugte sich in ernstlicher Besprechung leise gegen den Colonna vor und stützte beide Hände, — die (nach der gewöhnlichen Unterscheidung des alten Normannengeschlechtes, * von dem Montreal, obgleich in der Provence geboren, abstammen sich rühmte) klein und zart, und die Finger nach der Sitte der damaligen Zeit mit Edelsteinen bedeckt waren — auf den goldenen Griff eines ungeheuren Schwertes, auf dessen Scheide die Silberlilien, die Devise der provenzalischen Bruderschaft von Jerusalem, mit großer Sorgfalt eingegraben waren.

* Kleine Hände und Füße wurden, wenn sie auch mit der übrigen Gestalt in keinem Verhältnisse standen, zu jener Zeit für keine geringere Auszeichnung der Leute von guter Herkunft gehalten, als dies in einem verfeinerten Zeitalter der Fall war. Viele der Leser erinnern sich wohl der Schmerzen, welche Petrarca durch seine engen Schuhe verursacht wurden. Diese Eigenthümlichkeit bezeichnet noch immer das wahre Normannengeschlecht, und der dießfällige Begriff von Schönheit stammt mehr aus der feudalen, als der klassischen Zeit.

„Guten Morgen, schöner Vetter!“ sagte Stephan. „Setze Dich, ich bitte, und erkenne in diesem ritterlichen Besuche den berühmten Herrn von Montreal.“

„Ah, mein Herr,“ sagte Montreal lächelnd, indem er Adrian begrüßte, „und wie befindet sich die Dame zu Hause?“

„Ihr irrt, Herr Ritter,“ sprach Stephan, „mein junger Verwandter ist noch nicht vermählt; wahrlich, wie der Pabst Bonifacius bemerkte, als er auf dem Krankenbette lag und sein Beichtiger ihm von Abrahams Schoos vorsprach: „dieser Genuß ist, je länger aufgeschoben, desto größer.““

„Der Signor wird meinen Irrthum entschuldigen,“ erwiderte Montreal.

„Aber nicht,“ versetzte Adrian, „die Nachlässigkeit des Ritters Walter, der sich nicht persönlich davon überzeugt. Mein Dank gegen ihn, edler Vetter, ist größer, als Ihr ahnt; er versprach, mich zu besuchen, um ihn mit Muße entgegen nehmen zu können.“

„Ich versichere Euch, Signor,“ antwortete Montreal, „daß ich die Einladung nicht vergessen habe; aber meine Geschäfte in Rom waren bisher so wichtig, daß ich mich genöthigt sah, mit meiner Ungeduld, unsere Bekanntschaft zu befördern, zu unterhandeln.“

„O, Ihr kennt Euch von früher?“ sagte Stephan. „Und woher?“

„Mein Herr, es betrifft eine Dame mit!“ erwiderte Montreal. „Entschuldigt mein Schweigen.“

„Aha, Adrian, Adrian! wann wirst Du meine Enthaltksamkeit lernen?“ sagte Stephan feierlich, indem

er seinen grauen Bart strich. „Welches Beispiel gebe ich Euch! Aber genug dieser leichten Unterhaltung — kommen wir wieder auf unsern Gegenstand zurück. Du mußt wissen, Adrian, daß ich der tapferen Bande meines Gastes die muthigen Herren unten zu verdanken habe, welche Rom so in Ruhe halten, wenn sie auch viel Lärm in meine arme Wohnung machen. Er hat mich besucht, um mir noch mehr Beistand anzubieten, wenn ich dessen bedürfte, und mir Nachricht über die Angelegenheiten im nördlichen Italien zu bringen. Fahrt fort, ich bitte Euch, Herr Ritter; ich habe keine Geheimnisse vor meinem Vetter.“

„Du siehst,“ sagte Montreal, indem er seinen durchdringenden Blick auf Adrian heftete, „Du siehst ohne Zweifel, Herr, daß Italien im gegenwärtigen Augenblicke ein merkwürdiges Schauspiel darbietet. Es ist ein Kampf zwischen zwei sich entgegengesetzten Mächten, deren eine die andere zu Grunde richten wird. Die eine Macht ist die des unbändigen und unruhigen Volkes — eine Macht, die sie Freiheit nennen; die andere Macht ist die der Häupter und Fürsten — eine Macht, die man geeigneter Ordnung nennt. In diese beiden Parteien sind Italiens Städte getheilt. In Florenz, in Genua, in Pisa zum Beispiel ist ein Freistaat gegründet — eine Republik, Gott weiß! und eine aufrührerische, unglücklichere Regierungsart kann man sich kaum denken.“

„Das ist vollkommen wahr,“ sagte Stephan; „sie verbannten meinen eigenen nächsten Vetter aus Genua.“

„Ein immerwährender Streit, mit e i n e m Wort,“

fuhr Montreal fort, „zwischen den großen Familien; ein Wechsel von Verfolgungen, Confiskationen und Verbannungen; heute ächten die Guelfen die Ghibellinen — morgen vertreiben die Ghibellinen die Guelfen. Dies mag Freiheit sein, aber es ist die Freiheit des Stärkeren gegen den Schwächeren. In den anderen Städten, wie in Mailand, Verona und Bologna steht das Volk unter der Herrschaft eines Mannes — der sich selbst Fürst heißt, und den seine Feinde einen Tyrannen nennen. Er hat mehr Gewalt als jeder andere Bürger und regiert somit mit fester Hand; da sein Verstand und seine Thatkraft beständig mehr in Anspruch genommen sind, regiert er auch weiser. Diese beiden Regierungsarten liegen gegen einander zu Felde; wenn das Volk auf der einen Seite sich gegen seinen Fürsten empört, so schickt das Volk auf der andern Seite — das heißt, die Freistaaten — Waffen und Geld zu ihrer Unterstützung.“

„Du hörst Adrian, wie schädlich diese Leute sind,“ sagte Stephan.

„Nun scheint mir,“ fuhr Montreal fort, „daß dieser Zwist bald oder später ein Ende nehmen muß. Ganz Italien muß republikanisch oder monarchisch werden. Der Erfolg ist leicht vorauszusehen.“

„Ja, die Freiheit muß am Ende siegen!“ sagte Adrian mit Wärme.

„Verzeiht mir, junger Herr; ich bin gerade der entgegengesetzten Ansicht. Ihr wißt, daß die Republiken ein Handelsvolk sind, sie schätzen den Reichtum, sie verachten die Tapferkeit, sie betreiben alle

Gewerbe, ausgenommen das der Waffenschmiede. Wie vertheidigen sie sich nun im Kriege? Durch ihre eigenen Bürger? Nicht daran zu denken! Entweder senden sie zu einem fremden Fürsten und versprechen ihm für Gewährung seines Schutzes die Oberherrschaft über die Stadt auf fünf oder zehn Jahre, oder miethen sie von einem kühnen Abenteurer, wie ich, so viele Truppen, als sie im Stande sind, zu bezahlen. Ist es nicht so, Signor Adrian?"

Gegen seinen Willen mußte Adrian Beifall nicken.

„Nun, dann ist es der Fehler des fremden Fürsten, wenn er sich nicht eine dauernde Herrschaft gründet, wie es schon in ehemals freien Staaten durch die Visconti und Scala geschehen; oder ist es der Fehler des Hauptmannes der Söldlinge, wenn er seine Straßenräuber nicht zu Senatoren, und sich zum Könige macht. Diese so natürlichen Ereignisse müssen bald oder später in ganz Italien eintreten. Ganz Italien wird dann monarchisch werden. Nun scheint es mir in dem Interesse aller mächtigen Familien zu liegen — der Gurigen in Rom und der Visconti in Mailand, — diese Epoche zu beschleunigen und, während es noch mit Leichtigkeit geschehen kann, diese rebellische Ansteckung unter dem Volke zu ersticken, die sich jetzt reißend verbreitet und für sie in dem Fieber der Zügellosigkeit, für Euch aber in der Fäulniß des Todes endet. In diesen Freistaaten haben die Adligen zuerst zu leiden; zuerst werden ihre Privilegien, dann ihre Eigenthum hinweggerafft. Ja, in Florenz, meine Herren, ist, wie Ihr wohl wißt, kein Adliger nur

im Stande, das niedrigste Amt im Staate zu bekleiden!"

"Schurken!" sagte Colonna, "sie verletzen das erste Gesetz der Natur!"

"In diesem Augenblicke," nahm Montreal wieder das Wort, der, ganz von seinem Gegenstande in Anspruch genommen, sich wenig um die Unterbrechungen kümmerte, welche die heilige Entrüstung des Barons verursachte, — "in diesem Augenblicke gibt es Viele — vielleicht die Klügsten in den Freistaaten — welche sich nach Erneuerung der alten lombardischen Bündnisse sehnen zu Vertheidigung ihrer allgemeinen Freiheit überall und gegen Jeden, der nach dem Fürstentitel trachten sollte. Glücklicher Weise legen die tödtlichen Eifersuchten zwischen diesen handeltreibenden Staaten — die gemeine plebejische Eifersucht — mehr des Handels, als des Ruhmes wegen — gegenwärtig dieser Absicht ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg; und Florenz, die rührigste und geachtetste von allen, ist zum Glücke durch schlechte kaufmännische Spekulationen so zurückgekommen, daß es gänzlich unfähig ist, ein so großes Unternehmen zu verfolgen. Jetzt also ist für uns eine günstige Zeit, meine Herren; während diese Hindernisse für unsere Feinde so groß sind, ist es jetzt Zeit für uns, einen Gegenbund zwischen allen Fürsten Italiens zu gründen und zu befestigen. Zu Euch, edler Stephan, bin ich, wie es Euer Rang erheischt, zu Euch allein von allen römischen Baronen bin ich gekommen, um Euch diese ehrenvolle Vereinigung vorzuschlagen. Be-

denkt, welche Vortheile sie Eurem Hause bietet. Die Päpste haben Rom für immer verlassen; kein Gegengewicht ist mehr für Euer Ehrgeiz, — es soll auch keines mehr für Eure Macht sein. Ihr habt die Beispiele der Visconti und des Taddeo di Pepoli vor Euch. Ihr könnt in Rom, der ersten Stadt Italiens, eine höchste und unumschränkte Herrschaft gründen, Eure schwächeren Nebenbuhler — die Savelli, die Malatesta, die Orsini — gänzlich unterwerfen und Euren Kindeskindern ein erbliches Königreich hinterlassen, das vielleicht noch einmal nach der Herrschaft der Welt strebt.“

Stephan bedeckte sein Gesicht mit der Hand und antwortete: — „Aber dies, edler Montreal, erfordert Mittel — Geld und Mannschaft.“

„Was die Letztere betrifft, so könnt Ihr genug von mir erlangen — meine kleine, am besten disciplinirte Compagnie kann, sobald ich nur will, zur zahlreichsten in Italien anwachsen; an dem Ersten, edler Baron, kann es dem reichen Hause Colonna nicht fehlen; selbst ein Pfandbrief auf die ausgedehnten Besitzungen kann leicht wieder eingelöst werden, wenn Ihr Euch in den Besitz aller Einkünfte Roms gesetzt habt. Ihr seht,“ fuhr Montreal gegen Adrian gewandt fort, von dessen Jugend er einen wärmeren Bundesgenossen erwartete, als in seinem grauen Verwandten, „Ihr seht auf einen Blick, wie ausführbar dieser Plan ist, und welch' weites Feld er Eurem Hause eröffnet.“

„Herr Walter von Montreal,“ sagte Adrian, als

er von seinem Sitze sich erhob, um dem mit Schwierigkeit unterdrückten Unwillen Luft zu machen, „es betrübt mich sehr, daß unter dem Dache von Rom's erstem Bürger ein Fremder so ruhig und ohne Unterbrechung den Ehrgeiz anspornen soll, um mit der Schuld und der verworfenen Berühmtheit eines Visconti oder eines Pepoli zu wetteifern. Sprecht, mein Herr (an Stephan sich wendend) — spricht, edler Vetter! und sagt diesem Ritter aus der Provence, daß, wenn durch einen Colonna die frühere Größe Rom's nicht wieder hergestellt werden kann, durch einen Colonna die letzten Trümmer der Freiheit wenigstens nicht zerstört werden sollen.“

„Warum das, Adrian? — warum das, lieber Vetter?“ sagte der so plötzlich aufgerufene Stephan, „beruhige Dich, ich bitte. Edler Herr Walter, er ist jung — jung und vorschnell, er wollte Euch nicht beleidigen.“

„Davon bin ich überzeugt,“ versetzte Montreal kalt, aber mit großer und höflicher Selbstbeherrschung. „Aus ihm spricht der Eindruck des Augenblicks — ein lobenswerther Fehler der Jugend. Auch ich hatte ihn in seinem Alter, und manchmal hätte mich meine Uebereilung beinahe das Leben gekostet. Nein, Signor, nein! — greift nicht so bedeutsam an Euer Schwert, als meintet Ihr, ich wolle Euch drohen; ferne von mir sei eine solche Vermessenheit. Ich habe, glaubt mir, in den Kriegen hinlänglich Vorsicht gelernt, um nicht muthwillig eine Klinge gegen mich zu reizen, die ich gegen solche Ueberlegenheit geschwungen sah.“

Wider Willen gerührt durch die Höflichkeit des Ritters und die Anspielung auf einen Vorfall, bei welchem sein Leben vielleicht durch Montreal gerettet worden war, reichte Adrian dem Letzteren die Hand.

„Ich war zu tadeln wegen meiner Hitze,“ sagte er freimüthig; „aber erkennt an eben meiner Hestigkeit,“ setzte er ernster hinzu, „daß Euer Vorschlag keine Theilnahme unter den Colonna erregen wird. Ja, in Gegenwart meines edlen Vetzters wage ich Euch zu sagen, daß, wenn seine hohe Bestätigung einem solchen Plane zu Theil würde, die treuesten Herzen seines Hauses ihn verließen; und ich selbst, sein Verwandter, würde jenes Schloß da unten gegen einen so unnatürlichen Ehrgeiz bemannen.“

Eine leichte und kaum bemerkbare Wolke zog bei diesen Worten über Montreaus Angesicht, und er biß sich in die Lippe, ehe er antwortete: „Aber wenn die Orsini weniger gewissenhaft wären, so könnte man die erste Ausübung ihrer Macht in dem zusammenstürzenden Hause der Colonna erkennen.“

„Wißt Ihr,“ versetzte Adrian, „daß einer unserer Wahlsprüche die stolze Anrede an die Römer ist: — Wenn wir fallen, fällt auch Ihr! Und lieber dieses Loos, als eine Erhebung auf den Trümmern unserer Vaterstadt.“

„Gut, gut, gut!“ sagte Montreal, indem er sich wieder setzte. „Ich sehe, daß ich Rom sich selbst überlassen muß, — der Bund muß ohne jenen Beistand gedeihen. Ich scherzte nur, wenn ich auf die Orsini hindeutete, denn es fehlt ihnen die Macht, die ihre

Bemühungen sicher machen würde. Laßt uns denn die vorige Unterredung aus unserem Gedächtnisse verwischen. Am neunzehnten, glaube ich, Signor Colonna, beabsichtigt Ihr mit Euren Freunden und Anhängern Euch nach Corneto zu begeben, wohin Euch zu begleiten Ihr mich aufgefordert?"

„An eben diesem Tage, Herr Ritter,“ erwiderte der Baron, sichtlich durch diese Wendung des Gespräches erleichtert. „Die Sache ist die, daß man uns so sehr der Gleichgültigkeit an den Interessen des guten Volkes beschuldigt, daß mir viel daran liegt, durch diese Expedition die Behauptung zu widerlegen, und wir beabsichtigen daher, eine Zufuhr Korn nach Corneto zu begleiten und gegen die Straßenräuber zu schützen. In Wahrheit aber habe ich außer der Furcht vor den Räubern noch einen zweiten Grund, aus welchem ich ein möglichst zahlreiches Gefolge wünsche. Ich möchte meinen Feinden und dem Volke im Allgemeinen die feste und immer wachsende Macht meines Hauses zeigen; die Schaustellung einer solchen bewaffneten Macht, wie ich sie aufzubringen hoffe, wird eine herrliche Gelegenheit sein, die Aufrührerischen und Widerspänstigen mit Scheu und Furcht zu erfüllen. Adrian, Du wirst, hoffe ich, an diesem Tage Deine Dienstmannen versammeln; wir möchten nicht ohne Dich sein.“

„Und während wir dahinreiten, ehrenwerther Signor,“ sagte Montreal, sich gegen Adrian wendend, „werden wir die Wunde gänzlich heilen, die ich Euch aus Unachtsamkeit schlug. Glücklicher Weise gibt

es einen Punkt, in welchem wir uns vereinigen können — unsere Galanterie gegen das schöne Geschlecht. Ihr müßt mich mit den Namen der schönsten Damen Roms bekannt machen, und wir wollen alte derartige Abenteuer abhandeln und auf neue hoffen. Beiläufig gesagt, Signor Adrian, seid Ihr, wie alle Eure Landsleute, ein Verehrer Petrarca's?"

"Theilt Ihr unsern Enthusiasmus nicht? — Befleckt Eure Galanterie nicht so, ich bitte."

"Kommt, wir dürfen uns nicht schon wieder widersprechen; aber, bei Allem, was mir heilig ist, ich schätze einen Troubadours-Rundgesang so hoch, als Alles, was Petrarca je geschrieben. Er hat nur aus unserer ritterlichen Poesie entlehnt und sie wie ein weichlicher Geck maskirt."

"Nun," sagte Adrian heiter, "für jede Zeile der Troubadours, die Ihr citirt, sollt Ihr eine andere von mir haben. Ich will Euch die Ungerechtigkeit gegen Petrarca verzeihen, wenn Ihr den Troubadours Gerechtigkeit widerfahren laßt."

"Gerechtigkeit!" rief Montreal ganz begeistert; "ich stamme aus dem Lande, ja von dem Blute der Troubadours! aber wir werden zu lustig für Euern edeln Better; und ich muß für jetzt Euch Lebewohl sagen. Signor Colonna — Friede sei mit Euch; Adieu, Herr Adrian, — mein ritterlicher Bruder, erinnert Euch Eurer Ausforderung."

Und der Johanniterritter verabschiedete sich mit leichter, ungezwungener Anmuth. Der alte Baron entschuldigte sich durch eine stumme Verbeugung

Bei Adrian und folgte Montreal in das anstoßende Zimmer.

„Herr Ritter!“ sagte er, „Herr Ritter!“ als er die Thüre gegen Adrian schloß und dann Montreal in eine Fenstervertiefung zog, — „ein Wort in's Ohr. Denkt nicht, ich verachte Euer Anerbieten, aber man muß diese jungen Leute schonen; der Plan ist groß — edel, — meinem Herzen angenehm: aber er erfordert Zeit und Vorsicht. Ich habe Viele aus meinem Hause, so bedenklich wie jener Hiskopf, erst zu gewinnen; der Weg ist schön; aber er muß genau und sorgfältig untersucht werden. Ihr versteht?“

Montreal warf unter den zusammengezogenen Brauen einen durchdringenden Blick auf Stephan und antwortete dann: —

„Meine Freundschaft für Euch hieß mich jenes Anerbieten machen. Der Bund kann bestehen ohne die Colonna, — hütet Euch vor einer Zeit, wo die Colonna nicht ohne den Bund mehr bestehen können. Mein Gebieter, seht Euch wohl um; es gibt mehr freie Männer — ja, überdies noch kühne und ruhige — in Rom, als Ihr wohl denkt. Hütet Euch vor Rienzi! Adieu, bald treffen wir uns wieder.“

Mit diesen Worten schied Montreal, und als er mit seinem sorglosen Schritt durch das vollgedrängte Vorzimmer ging, sprach er zu sich selbst: —

„Ich werde hier meinen Zweck nicht erreichen! — diese elenden Adelligen haben weder den Muth, um groß, noch die Weisheit, um ehrlich zu sein. Lasse sie fallen! — Vielleicht finde ich einen Abenteurer

aus dem Volke, — einen Abenteurer, wie ich selbst, der sie Alle aufwiegt."

Raum war Stephan zu Adrian zurückgekehrt, so umarmte er seinen Bründel leidenschaftlich, der schon seinen Stolz für einen scharfen Tadel wegen seiner Keckheit gerüstet hatte.

"Herrlich verstellt, bewundernswerth, bewundernswerth!" rief der Baron; "Ihr habt die wahre Kunst eines Staatsmannes an dem kaiserlichen Hofe gelernt. Immer dachte ich es — immer habe ich es gesagt. Ihr saht die Verlegenheit, in der ich mich befand, so überrascht durch den tollen Plan des Barbaren; besorgt, ihn von der Hand zu weisen, — noch besorgter, ihn anzunehmen. Ihr habt mich mit vollendeter Gewandtheit herausgezogen; diese Leidenschaftlichkeit — Eurem Alter so natürlich, — war eine treffliche Finte, — lenkte den Angriff ab, — schaffte mir Zeit, zu Athem zu kommen, — setzte mich in den Stand, mit dem Wilden zu spielen. Aber wir dürfen ihn nicht beleidigen, wißt Ihr; alle meine Leute würden mich verlassen, oder mich an die Orsini verkaufen, oder mir den Hals abschneiden, wenn er nur mit dem Finger winkte. O! es war bewundernswerth durchgeführt, Adrian, bewundernswerth!"

"Dem Himmel sei Dank!" sagte Adrian, dem es schwer wurde, den Athem wieder zu finden, welchen sein Erstaunen zurückgedrängt hatte: "Ihr denkt nicht daran, den schwarzen Vorschlag anzunehmen?"

"Daran denken! nein, gewiß nicht!" sagte Stephan und warf sich in seinen Stuhl zurück. "Nun,

kennst Du mein Alter nicht, Knabe? Hart an meinem neunzigsten Jahre, müßte ich wahrlich ein Thor sein, wenn ich mich in einen solchen Strudel von Unruhe und Bewegung stürzte. Ich wünsche zu behalten, was ich habe, — nicht, es durch weitere Wagnisse auf das Spiel zu setzen. Bin ich nicht der Liebling des Papstes? Soll ich mich seinem Kirchenbanne aussetzen? Bin ich nicht der Mächtigste unter dem Adel? Wäre ich als König mehr? Mir, in meinem Alter, von solchem Zeug reden! — der Mensch ist toll. Ueberdies," setzte der alte Mann mit gedämpfter Stimme und ängstlich um sich blickend, hinzu, „wenn ich König wäre, so könnten meine Söhne mich der Nachfolge wegen vergiften. Es sind gute Jungen, Adrian, gewiß! Aber eine solche Versuchung! — Ich möchte sie nicht auf diese Probe setzen; diese grauen Haare haben Erfahrungen gemacht! Tyrannen sterben keines natürlichen Todes; nein, nein! — Die Pest über den Ritter, sage ich; er hat mich schon in einen kalten Schweiß gestürzt."

Adrian betrachtete die arbeitenden Züge des alten Mannes, dessen Selbstsucht ihn so vor einem Verbrechen bewahrte. Er horchte auf seine letzten Worte — voll von der dunkeln Wahrheit jener Zeiten — und als der hohe und reine Ehrgeiz Rienzi's plötzlich sich ihm vor Augen stellte, fühlte er, daß er seine Hitze nicht tadeln, über deren Uebermaß sich nicht wundern könne.

„Und dann," fuhr der Baron, seine Selbstbeherrschung wieder gewinnend, bedächtiger fort, „zeigt

mir dieser Mann durch seine Warnung auf einmal seine ganze Unkenntniß unseres Staatszustandes. Was meint Ihr? Er hat sich unter den Pöbel gemischt und dessen furchtbare Sprache für Macht gehalten; ja, er glaubt, Worte seien Krieger, und hat mich — mich, Stephan Colonna, — mich in Acht zu nehmen — vor wem meint Ihr? Nein, Ihr werdet es nie errathen! — vor dem Redenhalter Rienzi! — meinem früheren, scherzhaften Gaste! ha! ha! ha! — die Unwissenheit dieser Barbaren! — ha! ha! ha!“ und der alte Mann lachte, bis ihm die Thränen über die Wangen rollten.

„Doch fürchten Viele unter dem Adel eben diesen Rienzi;“ sagte Adrian ernsthaft.

„Ach! laßt sie, laßt sie! — Ihnen fehlt unsere Erfahrung — unsere Weltkenntniß, Adrian. Bedenke, Mann — wann haben je Deklamationen Schlösser eingestürzt und Soldaten besiegt? Ich sehe es gern, wenn Rienzi dem Pöbel von dem alten Rom und solchem Zeug vordekamirt; es gibt ihnen etwas zu denken und zu plaudern, und so verdunstet ihre ganze Wuth in Worten; sie könnten ein Haus anzünden, wenn sie keine Rede hörten. Da ich aber gerade auf diesem Thema bin, so muß ich gestehen, daß der Schulfuchs in seinem neuen Amte unverschämt geworden ist; da, da, — dieses Papier erhielt ich heute, noch ehe ich aufstand. Ich höre, er hat dieselbe Unverschämtheit gegen alle Adelligen begangen. Lest es, wenn Ihr wollt;“ und der Colonna gab seinem Verwandten ein Papier in die Hand.

„Ich habe dasselbe erhalten,“ sagte Adrian, als er einen Blick hingeworfen hatte. „Es ist eine Aufforderung Nienzi's, in die Kirche des St. Johann von Lateran zu kommen, um die Erklärung der Inschrift einer kürzlich aufgefundenen Tafel mit anzuhören. Sie steht, sagt er, in der innigsten Verbindung mit der Wohlfahrt und dem Zustande Roms.“

„Sehr unterhaltend, wage ich zu behaupten, für Professoren und Büchermenschen. Verzeiht mir, Vetter; ich vergaß, daß Ihr an solchen Dingen Geschmack findet! mein Sohn Gianni theilt auch diese Eure Neigung. Nun, nun! sie ist unschuldig genug! Geht — der Mann spricht gut.“

„Wollt Ihr uns nicht begleiten?“

„Ich — mein guter Junge — Ich!“ sagte der alte Colonna und riß die Augen mit solchem Erstaunen auf, daß Adrian nicht umhin konnte, über die Einfalt seiner Frage zu lachen.

Zweites Kapitel.

Die Unterredung und der Zweifel.

Als Adrian den Palast seines Vormundes verließ und seinen Weg in der Richtung gegen das Forum nahm, begegnete er etwas unerwartet Raimund, dem Bischof von Orvieto, der, auf einem kleinen Klepper sitzend und von drei oder vier seiner Diener begleitet, plötzlich anhielt, als er den jungen Edelmann erkannte.

„Ach, mein Sohn! ich sehe dich selten: wie geht es Dir? — gut? So, so! Es freut mich, dies zu

hören. Ach! in welchem Zustande der Gesellschaft leben wir hier, im Vergleiche mit den ruhigen Genüssen in Avignon! Dort finden sich alle Männer, die, wie wir, Freunde derselben Bestrebungen, derselben Studien, der *deliciae musarum*, sind — hm! hm! (denn der Bischof that sich auf ein gelegentliches Citat, am rechten oder unrichten Orte, etwas zu Gute) leicht und natürlich zusammen. Aber hier wagen wir uns ja kaum aus unseren Häusern heraus, außer bei feierlichen Gelegenheiten. Da ich aber gerade von feierlichen Gelegenheiten und den Musen spreche, fällt mir die Einladung unseres guten Nienzi in den Lateran bei; natürlich seid Ihr zugegen; es ist ein mächtig schwieriges Stück Latein, das er erklären will — so höre ich wenigstens — höchst interessant für uns, mein Sohn — höchst!"

"Es ist morgen," gab Adrian zur Antwort. "Ja gewiß werde ich mich einfinden."

"Und, höre mein lieber Sohn," sagte der Bischof, indem er freundlich seine Hand auf Adrians Schulter legte, "ich hoffe nicht ohne Grund, daß er unsere armen Bürger an das Jubiläum im Jahre fünfzig erinnern und sie anspornen wird, die Straßen von dem Raubgesindel zu säubern; eine nothwendige Einschärfung, die man zur rechten Zeit beachten muß; denn wer wird der Absolution wegen hierher kommen, wenn er riskirt, unterwegs ohne Absolution in's Fegefeuer wandern zu müssen? Ihr habt Nienzi gehört — ja? ganz Cicero — ganz! — Nun, der Himmel segne Euch, mein Sohn! — Ihr bleibt nicht aus?"

„Nein, gewiß nicht.“

„Doch, halt — ein Wort mit Euch; sagt doch Allen, mit denen Ihr zusammentrefft, wie wünschenswerth eine volle Versammlung ist; es macht der Stadt Ehre, wenn den Wissenschaften Achtung gezollt wird.“

„Nichts von dem Jubiläum zu sagen,“ setzte Adrian lächelnd hinzu.

„Ach, nichts von dem Jubiläum zu sagen — sehr gut! Adieu für diesmal!“ Und der Bischof setzte sich wieder in dem Sattel zurecht und ritt feierlich weiter, um seine verschiedenen Freunde zu besuchen und sie in die Versammlung zu nöthigen.

Adrian setzte inzwischen seinen Weg fort, bis er das Capitol, den Bogen des Severus, die zerbröckelnden Säulen des Jupitertempels hinter sich hatte und sich unter dem langen Gras, dem flüsternden Rohr und den vernachlässigten Weingärten befand, welche über der jetzt verschwundenen Pracht von Nero's goldenem Hause sich erheben. Er setzte sich auf einen umgestürzten Pfeiler — an der Stelle, wo der Reisende in die (sogenannten) Bäder der Livia hinabsteigt — und sah ungeduldig nach der Sonne, als wollte er sie tadeln wegen ihres langsamen Ganges.

Er durfte indessen nicht lange warten, bis man einen leichten Schritt in dem wohlriechenden Grase gehen hörte, und jetzt strahlte durch die gewölbten Neben ein Gesicht, das man wohl für die Nymphe — für die Göttin des Ortes hätte halten können.

„Meine Schöne! meine Irene! wie soll ich Dir danken!“

„Es währte lange, bis der entzückte Liebende auf Irene's Antlitz eine Traurigkeit erblickte, die es gewöhnlich in seiner Gegenwart nicht trübte. Auch zitterte ihre Stimme — ihre Worte schienen erzwungen und kalt.

„Habe ich Dich beleidigt?“ fragte er; „oder welches geringere Unglück ist Dir begegnet?“

Irene erhob den Blick zu dem Geliebten und sagte, während sie ihn ernstlich ansah: „Sage mir, mein Herr, mit nüchterner und einfacher Wahrheit, sage mir, würde es Dich sehr betrüben, wenn diese unsere letzte Zusammenkunft sein sollte?“

Blässer, als der Marmor zu seinen Füßen wurde Adrians blasse Wange. Es vergingen einige Augenblicke, ehe er antworten konnte, und er that dies hierauf mit erzwungenem Lächeln und zitternden Lippen.

„Scherze nicht so, Irene! die letzte! das ist kein Wort für uns.“

„Aber höre mich, mein Herr — —“

„Warum so kalt? — nenne mich Adrian! — Freund! — Geliebter! oder bleibe stumm!“

„Nun denn, Seele meiner Seele! — meine ganze Hoffnung! — Leben meines Lebens!“ rief Irene leidenschaftlich aus, „höre mich! Ich fürchte, wir stehen in diesem Augenblicke an einem Abgrunde, dessen Tiefe ich nicht sehe, der uns aber für immer trennen kann! Du kennst das wahre Wesen meines Bruders und beurtheilst ihn nicht falsch, wie so Manche. Lange hat er über Planen und Entwürfen gebrütet, ist mit sich selbst zu Rathe gegangen und hat, im Gefühle seiner Bedeutung bei dem Volke den Weg zu einem

großen Unternehmen vorbereitet. Aber jetzt — (Du wirfst ihn nicht verrathen — ihn nicht verderben? — er ist Dein Freund!)

„Und Dein Bruder! mein Leben gäb' ich für das seinige! Fahre fort!“

„Aber jetzt also,“ sprach Irene weiter, rückt die Zeit für dieses Unternehmen, worin es immer bestehen mag, schnell heran. Ich kenne seine Zwecke nicht genau, aber ich weiß, daß es gegen den Adel — gegen Deinen Stand — ja gegen Dein Haus gerichtet ist! Wenn es gelingt — o, Adrian! Du selbst wärest nicht außer Gefahr — und mein Name wäre wenigstens verbunden mit dem Namen Deiner Feinde. Wenn es fehlschlägt — so ist mein Bruder, mein kühner Bruder, verloren! Er fällt als ein Opfer der Rache oder Gerechtigkeit, nenne es wie Du willst. Dein Vetter kann sein Richter, sein Henker werden, und ich, sollte ich auch am Leben bleiben, um den Ruhm und Glanz meines niedrigen Geschlechtes zu betrauern, könnte ich mir gestatten, zu lieben — einen Mann zu sehen, in dessen Adern das Blut seiner Mörder fließt? O! ich bin elend — elend! diese Gedanken machen mich beinahe wahnsinnig!“ Bitterlich rang Irene die Hände und schluchzte laut.

Adrian selbst ward durch das ihm so dargestellte Gemälde heftig ergriffen, obgleich dessen Alternativen sich früher oft dunkel seinem Geiste aufgedrungen hatten. Indessen ist wahr, daß er, nicht wissend, welche physische Macht hinter Rienzi's Planen war, und noch nie Zeuge der gewaltigen moralischen Kraft einer Re-

volution, nicht begriff, daß ein Aufstand, zu welchem dieser das Volk aufreizen möchte, von dauerndem Erfolge sein könnte, und was seine Bestrafung anbelangte, so wußte Adrian in dieser Stadt, wo alle Gerechtigkeit dem Einflusse weichen mußte, sich mächtig genug, um Vergebung auch für das größte aller Verbrechen — bewaffneten Aufstand gegen den Adel — auszuwirken. Als diese Gedanken sich ihm vorstellten, gewann er wieder den Muth, Irene zu trösten und aufzurichten. Aber seine Bemühungen hatten einen nur theilweisen Erfolg. Durch ihre Besorgnisse zu Betrachtung der Zukunft erwacht, die sie bis jetzt vergessen hatte, schien Irene zum erstenmale taub gegen die Stimme des Geliebten.

„Ach!“ sagte sie traurig, selbst im glücklichsten Falle, wie kann diese Liebe, die wir so blindlings gewähren ließen — wie kann sie enden? Du kannst kein Mädchen, wie mich, heirathen, und ich! wie thöricht bin ich gewesen!“

„Nimm Deinen Verstand zusammen, Irene,“ sagte Adrian stolz, zum Theil vielleicht aus Aerger, zum Theil aus seiner durch Erfahrung gewonnenen Kenntniß des weiblichen Herzens. „Liebe einen Andern, und klüger, wenn Du willst; widerrufe Dein Gelübde gegen mich und halte es fortan für ein Verbrechen, zu lieben, und für eine Thorheit, treu zu sein!“

„Grausamer!“ sagte stotternd die ihrerseits jetzt beunruhigte Irene. „Sprichst Du im Ernste?“

„Sage mir, ehe ich Dir antworte, sage mir das eine: Käme Tod, kämen Qualen, käme ein ganzes

Leben voll Kummer als Folge dieser Liebe, würdest Du je bereuen, daß Du geliebt? Wenn dies der Fall ist, kennst Du die Liebe nicht, die ich für Dich fühle."

"Nie! nie kann ich es bereuen!" sagte Irene und fiel Adrian um den Hals; "vergib mir!"

"Aber ist denn wirklich," sagte Adrian kurz nach diesem Streite mit nachfolgender Ausöhnung, "ist denn wirklich der Unterschied in Deines Bruders früherem und jezigem Benehmen so auffallend? Wie weißt Du, daß die Zeit des Handelns so nahe ist?"

Weil er jetzt ganze Nächte mit allen Arten von Männern eingeschlossen ist; er schließt seine Bücher ein — er liest nicht mehr — aber wenn er allein ist, geht er in seinem Zimmer auf und ab und spricht leise mit sich selbst. Bisweilen bleibt er vor dem Kalender stehen, den er neulich mit eigener Hand an der Wand befestigte, fährt mit seinen Fingern über die Buchstaben, bis er an ein gewisses Datum kommt, spielt dann mit seinem Schwerte und lächelt. Vor zwei Nächten wurde auch eine große Menge Waffen in das Haus gebracht, und ich hörte den Führer der Männer, die sie brachten, einen unter dem Volke gar wohl bekannten grimmigen Riesen, sagen, indem er sich die Stirne wischte; diese werden bald zu thun bekommen!"

"Waffen! Bist Du dessen gewiß?" fragte Adrian ängstlich. "Ja, dann ist mehr an diesen Planen, als ich mir dachte! Aber (setzte er, als er bemerkte, daß Irenens Blick bei Veränderung seiner Stimme furchtsam auf ihm ruhe, munterer hinzu), aber komme,

was da wolle, glaube mir, meine Schöne! meine Angebetete! daß, so lange ich lebe, Dein Bruder nichts von dem Zorne zu leiden haben soll, den er gegen sich erwecken mag — und daß ich, wenn er auch unsere alte Freundschaft ganz vergessen sollte, nicht aufhören werde, Dich zu lieben.“

„Signora! Signora, Kind! es ist Zeit! wir müssen gehen!“ rief die gellende Stimme Benedetta's, die jetzt durch das Laubwerk guckte. „Die Arbeitsleute gehen auf diesem Wege heim; schon sehe ich sie nahen.“

Die Liebenden schieden; zum erstenmale war die Schlange in ihr Paradies gedrungen, sie hatten etwas Anderes gedacht, besprochen, als Liebe.

Drittes Kapitel.

Die Lage eines populären Patriciers in Zeiten des Mißvergnügens unter dem Volke — Scene im Lateran.

Die Lage eines Patriciers, der das Volk aufrichtig liebt, ist in solchen schlimmen Zeiten, wenn die Gewalt unterdrückt und die Freiheit kämpft — wenn die in zwei Parteien getheilten Männer miteinander ringen — die verdrießlichste und verwickeltste, welche das Schicksal möglicherweise ausführen kann. Soll er Partie für den Adel nehmen? — er verräth sein Gewissen! Für das Volk? — er verläßt seine Freunde! Aber die Folge dieser letzteren Wahl ist nicht die einzige — für einen starken Geist vielleicht auch nicht die härteste. Alle Männer sind beherrscht und gefesselt

von der öffentlichen Meinung: sie ist die öffentliche Richterin. Aber die öffentliche Meinung ist nicht für alle Stände dieselbe. Die öffentliche Meinung, welche den Plebejer aufmuntert oder abschreckt, ist die Meinung der Plebejer — derjenigen, die er sieht, mit denen er zusammenkommt und die er kennt; derjenigen, mit denen er in Berührung kommt — mit denen er von seiner Kindheit an umgegangen ist — deren Lob er täglich hört — deren Tadel ihm zu jeder Stunde entgegensteht. * So ist auch die öffentliche Meinung für die Großen die ihrer Standesgenossen — derer, welche Geburt und Zufall für immer in ihren Weg warf. Wenn wir in unserer Zeit in dem seichten Blatte eines dogmatisirenden Journalisten lesen, daß dieser oder jener Edelmann nicht wagt, diese oder jene Handlung zu begehen — einen Pächter zu schrecken, oder einen Stimmgeber zu bestechen, weil er die öffentliche Meinung scheut: ist es dann die öffentliche Mei-

* Es ist dasselbe in noch kleineren Kreisen. Die öffentliche Meinung für Juristen ist die von Juristen; für Krieger, die der Armee; für Gelehrte, von Männern dieses Faches. Und für die Feinfühlenden unter den letzteren ist die feindselige Kritik von Gelehrten schon schmerzender gewesen, als die strengste moralische Rüge des Publikums. Mancher hat eine große That gethan, ein großes Werk verfaßt, einzig und allein, um zwei oder drei Personen zu gefallen, die beständig seinem Geiste vor-schweben. Ihre Stimme war ihm öffentliche Meinung. Die öffentliche Meinung, welche Bishop den Mörder bestimmte, war die Meinung der Burker, seiner Kameraden. Verdammten diese ihn? Nein! Er kannte keine andere öffentliche Meinung, bis er gehängt werden sollte und die verabscheuenden Blicke sah und die zischenden Verwünschungen der unter seinem Galgen versammelten Menge hörte.

nung derer, welche immer um ihn sind, welche ihn verdammt? die öffentliche Meinung seiner Schmarotzer, seiner Klienten, seiner Standesgenossen, seiner Kameraden in Politik und Ansicht? Werden diese ihn verdammen? Nein! Es ist die öffentliche Meinung einer andern Klasse — einer Klasse, der seine Bahn sich nicht nähert — einer Klasse, deren Lob oder Tadel selten in seinen Ohren wiederklingt — einer Klasse, der zu trogen die öffentliche Meinung seines Standes vielleicht für Muth, die geringzuschätzen sie vielleicht für Würde hält. Diese Unterscheidung ist voll von wichtigen, praktischen Schlüssen; ist eine solche, die mehr als die meisten Grundsätze, nie von einem Politiker vergessen werden sollte, welcher auf Tiefs Anspruch macht. Es ist also eine fürchterliche Probe zu bestehen, die wenige Plebejer je durchmachen, und über welche, ohne zu straucheln, hinwegzukommen, daher auch mit Unrecht von den Patriciern erwartet wird — die Probe, sich der öffentlichen Meinung zu widersetzen, welche hinsichtlich ihrer besteht. Sie können nicht umhin, dem eigenen Urtheil zu misstrauen — können nicht umhin, zu glauben, die Stimme der Weisheit oder der Tugend spreche in den Tönen, die sie von ihrer Wiege an als Orakel betrachteten. In dem Tribunal von Sectenvorurtheil glauben sie den Richterstuhl des allgemeinen Gewissens zu erkennen. Ein anderes, mächtiges Gegenmittel für die Thätigkeit eines in solcher Lage befindlichen Patriciers ist die Gewißheit, daß am Ende die Beweggründe einer solchen Thätigkeit sowohl von der Aristokratie, die er

verläßt, wie von dem Volke, zu dem er übertritt, mißdeutet werden. Es scheint an einem Manne so unnatürlich, wenn er offen von seinen Standesgenossen abfällt, daß die Welt gerne diesem Geheimniß alle Gründe, nur nicht redliche Ueberzeugung oder erhabenen Patriotismus, unterschiebt. „Ehrgeiz!“ sagt der Eine. „Getäuschte Hoffnungen!“ ruft ein Anderer. „Irgend ein Privathafß!“ bemerkt ein Dritter. „Aufrührerische Eitelkeit!“ spöttelt ein Viertes. Das Volk bewundert zuerst, beargwöhnt aber hernach. Von dem Augenblicke an, wo er sich einem Wunsche des Volkes widersetzt, gibt es kein Heil mehr für ihn; er wird angeklagt, er habe den Heuchler gespielt — er habe Schafskleider getragen, und jetzt sagen sie: „Seht! die Wolfszähne kommen zum Vorschein!“ Ist er vertraulich mit dem Volke — so ist es Schmeichelei! Hält er sich entfernt — so ist es Stolz! Was hält denn einen Mann in solcher Lage aufrecht, der seinem Gewissen folgt und mit offenen Augen alle die Gefahren seines Pfades sieht? Hinweg mit dem Gewäsch von öffentlicher Meinung — hinweg mit dem armfeligen Wahn von späterer Gerechtigkeit; er wird die erstere beleidigen, die letztere nie erhalten. Was hält ihn aufrecht? Seine eigene Seele! Ein durchaus großer Mann hegt eine gewisse Verachtung für sein Geschlecht, während er es unterstützt; ihr Wohl oder Wehe gilt ihm Alles; ihr Beifall, ihr Tadel gelten ihm nichts. Er tritt heraus aus dem Kreise von Geburt und Gewohnheit; er ist taub für die kleinlichen Beweggründe kleiner Menschen. Hoch in

dem weitesten Raum, den seine Bahn beschreibt, hält er in seinem Laufe inne, um zu führen oder zu erleuchten; aber der Lärm unten erreicht ihn nicht! Bis das Rad gebrochen ist, bis die schwarze Leere den Stern verschlingt, macht er Tag und Nacht seinen eigenen Ohren Musik; er dürstet nach keinem Tone von der Erde, die er erleuchtet, er sehnt sich nach keinem Gefährten auf der Bahn, die er durchwallt, seiner eigenen Herrlichkeit sich bewußt und deshalb zufrieden, allein zu sein!

Aber Geister dieser Art sind selten. Nicht jedes Zeitalter bringt sie hervor. Sie sind Ausnahmen von der gewöhnlichen menschlichen Tugend, die, wenn nicht verdorben, doch bestimmt und geleitet wird durch äußere Umstände. Zu einer Zeit, wo bloße Empfänglichkeit für die Stimme des Ruhmes ein großer Vorzug hinsichtlich der moralischen Kraft vor der übrigen Menschheit war, war es beinahe unmöglich, daß irgend Jemand von dem verfeinerten, übersinnlichen Gefühle, jenem geläuterten Antriebe zu großen Thaten — dem Ruhme in der eigenen Brust, der so unermesslich hoch steht über dem Verlangen nach Berühmtheit bei Andern, eine Vorstellung hatte. Wir müssen in der That, ehe wir uns von der Welt losmachen können, durch ein langes und strenges Noviziat — durch die Bewährung vielen Nachdenkens und vielen Kammers — durch vollkommene und schmerzliche Ueberzeugung von der Eitelkeit alles dessen, was die Welt uns bieten kann, uns — nicht in der Hitze einer Stunde, sondern für immer — über die Welt erhoben haben;

eine Abgeschlossenheit — ein Idealismus — die selbst in unseren weiseren Tagen nur Wenige von den Weisesten zu erreichen im Stande sind! Und doch kennen wir, bis wir so beglückt sind, die wahre Göttlichkeit der Betrachtung nicht, eben so wenig die allgenügende Macht des Gewissens; auch können wir uns nicht mit feierlichen Schritten in das Allerheiligste unserer eigenen Seele zurückziehen, wo wir erkennen und fühlen, wie weit unsere Natur des unabhängigen Daseins eines Gottes fähig ist!

Aber kehren wir zu den irdischen Gegenständen und Gedanken wieder zurück! Diese Betrachtungen und diese Verkettungen der Umstände, die in ähnlicher Lage so manchen ehrbaren und muthigen Geist fesselten, machten ihre Gewalt auch bei Adrian geltend. Er fühlte seine falsche Stellung. Seine Vernunft und sein Gewissen waren für Rienzi's Plane, und seine natürliche Kühnheit wie sein Unternehmungsgeist hätten ihn vermocht, thätigen Antheil an deren Ausführung zu nehmen. Aber dem traten alle seine Verbindungen, seine Freundschaften, Privat- und häusliche Bande offen entgegen. Wie konnte er gegen seinen Stand, gegen sein Haus, gegen seine Jugendgefährten sich insgeheim verschwören, oder ernstlich handeln? An dem Ziele, zu welchem ihn sein Patriotismus trieb, standen Heuchelei und Undankbarkeit. Wer wollte den für einen treuen Kämpfer seines Vaterlandes halten, der an seinen Freunden zum Verräther würde. Und so

„Wechselte die angeborene Farbe der Entschließung
Mit der frankten Blässe des Nachdenkens!“

Und Er, der durch seine natürlichen Anlagen ein Lenker der Zeit hätte sein sollen, blieb bloßer Zuschauer. Doch suchte sich Adrian über seine gegenwärtige Unthätigkeit mit der Ueberzeugung von der Politik seines Benehmens zu trösten. Derjenige, welcher bei dem Beginne bürgerlicher Umwälzungen keinen Antheil an denselben nimmt, kann in der Folge oft ein sehr kräftiger Vermittler zwischen den Leidenschaften und Parteien werden. In Adrian's Verhältnissen war vielleicht Bögerung gerade die Rolle eines klugen Staatsmannes; oft verleiht gerade die Stellung, die im Anfange lähmt, gegen das Ende Ansehen. Rein von den Verirrungen und bewahrt von der Eifersucht rivalisirender Parteien, flößt ein neuer Charakter in einem stürmischen Drama leicht Allen Zuneigung und Achtung ein; seine Mäßigung kann ihm das Vertrauen des Volkes erwerben; sein Stand macht ihn zum passenden Vermittler bei dem Adel, und so erheben ihn die Eigenschaften, die ihn in der neuen Periode der Revolution zum Märtyrer gemacht hätten, in einer anderen vielleicht zum Retter.

Adrian wartete daher ruhig und stille die weiteren Ereignisse ab. Schlagen Rienzi's Plane fehl, so konnte er in Folge eben dieser Theilnahmlosigkeit das Volk um so besser vor neuen Ketten, und dessen Helden vor dem Tode schützen. Geling das Unternehmen, so konnte er ebenso sein Haus gegen die Wuth des Volkes vertheidigen — und durch Unterstützung der Freiheit Unordnungen verhüten. So hoffte er wenigstens! und so beschränkte und beruhigte die italienische Schlaueit

und Vorsicht seines Charakters die Begeisterung seiner Jugend und seines Muthes.

Friedlich und wolkenlos schien die Sonne auf eine ungeheure Menschenmenge, welche auf dem großen Plaze, der die Kirche des St. Johann von Lateran umgibt, zusammenströmte. Theils aus Neugierde — theils auf den Wunsch des Bischofes von Orvieto — theils weil es eine Gelegenheit war, die Pracht ihres Gefolges zu entwickeln — waren auch viele der vornehmsten Barone Roms hierher gekommen.

Auf einer der zur Kirche führenden Stufen stand, den gefalteten Mantel um sich geschlagen, Walter von Montreal und betrachtete die verschiedenen Züge, die einer nach dem andern durch die Gasse kamen, welche die Soldaten der Kirche mitten in dem Gewühle für die vornehmsten Edeln offen hielten. Er beobachtete mit Interesse, obgleich mit der Miene und dem schweifenden Blicke der ihm eigenen Unbefangenheit die verschiedenen Zeichen und Blicke der Begrüßung, womit das Volk die einzelnen hohen Personen empfing. Banner und Wappenschilder wurden jedem Signor vorgetragen, und als jene in der Höhe flatterte, prägte er die Witzeleien und Spottnamen — die kurzen, vielbedeutenden Worte des Lobes oder des Tadelns — die unter der lebhaften Menge hin und her wogten, sorgfältig in sein Gedächtniß.

„Macht Platz da! — Platz für meinen Herrn, Martino Orfini — Baron di Porto!“

„Ruhe, Schätzchen! — zurück! — Platz für den Signor Adrian Colonna, Baron di Castello und Ritter

des Reiches." — Und bei diesen beiden Ausrufungen der Nebenbuhler sah man den goldenen Bären der Orsini in der Höhe flattern mit dem Wahlspruch: „Hüte Dich vor meiner Umarmung!“ und die einzelne Säule der Colonna auf azurblauem Grunde mit Arthurs besonderer Devise: „Ernst, aber stark.“ Der Zug des Martino Orsini war weit zahlreicher als der Adrians, welcher nur aus zehn Männern bestand. Aber Adrians Leute erregten weit größere Bewunderung unter dem Volke und gefielen dem erfahrenen Auge des kriegerischen Johanniterritters weit mehr. Ihre Waffen waren spiegelblank; ihre Größe war bis auf einen Zoll gleich; ihr Schritt regelmäßig und gefest; ihre Haltung aufrecht, sie sahen weder rechts noch links; sie verriethen jene unaussprechliche Disciplin — jene Harmonie der Ordnung — welche Adrian während seiner eigenen Lehrjahre in den Waffen sich zu eigen gemacht hatte, um sie seinen Leuten einzuprägen. Dagegen war der unordentliche Zug des Herrn von Porto aus Männern von allen Größen zusammengesetzt. Ihre Waffen waren schlecht gepulzt und nach altem Geschmacke; sie drängten sich verwirrt durch einander, lachten und sprachen laut; in Miene und Haltung sprach sich bei ihnen all der Uebermuth von Leuten aus, welche den Herrn, dem sie dienten, ebenso verachteten, wie das Volk, das sie in Furcht hielten. Da die beiden Banden in diesem engen Paß unerwartet auf einander stießen, zeigte sich augenblicklich die Eifersucht der beiden Häuser. Jede drängte sich um den Vortritt, und als die gelassene Regelmäßigkeit von Adrians Zug und die ge-

geschlossene kleine Anzahl ihm gestattete, die Diener seines Nebenbuhlers hinter sich zu lassen, erhob das Volk ein lautes Geschrei: „Colonna hoch! — Laßt den Bären hinter der Säule hertanzen!“

„Vorwärts, ihr Bursche!“ sagte Orsini laut zu seinen Leuten. „Wie konntet ihr diese Beschimpfung dulden?“ Und sich selbst an die Spitze seiner Leute stellend, wollte er mitten durch den Zug seines Nebenbuhlers drängen, als ein großer Mann in päpstlicher Livree seinen Stab vorhielt.

„Verzeiht, mein Herr! wir haben den ausdrücklichen Befehl von dem Vikar, keinen Streit der verschiedenen Züge unter einander zu dulden.“

„Bube! willst Du Worte mit mir wechseln?“ sagte der stolze Orsini, und mit seinem Schwert hieb er den Stab entzwei.

„Im Namen des Vikars befehle ich Euch, zurückzugehen!“ sagte der handfeste Wächter und vertrat mit seiner ungeheuern Figur dem Gedein gerade den Weg.

„Es ist Cecco del Vecchio!“ schrieen diejenigen von dem Volke, welche nahe genug waren, um die Stockung und ihre Ursache bemerken zu können.

„Ja,“ sagte Einer, „der gute Vikar hat viele der stärksten Bursche in päpstliche Livree gesteckt, um besser Ordnung halten zu können. Er hätte keinen Besseren wählen können, als den Cecco.“

„Aber er darf nicht fallen!“ schrie ein Anderer, als Orsini den Schmied anstarrte und sein Schwert zurückzog, als wollte er ihm die Brust durchbohren.

„Schande — Schande! soll der Papst so in seiner

eigenen Stadt beschimpft werden?“ schrieen mehrere Stimmen. „Nieder mit dem Frevler — nieder!“ und wie auf einen verabredeten Plan brach ein ganzer Haufen von dem Pöbel auf einmal durch die Gasse und stürzte wie ein Strom über Orsini und sein hinweggedrängtes, schlecht zusammen passendes Gefolge. Orsini selbst ward mit Gewalt zu Boden geworfen und von hundert Füßen auf ihm herumgetreten; seine Leute, die, unter einander geworfen, eben so gegen einander, wie gegen den Pöbel kämpften, wurden zerstreut und überwältigt, und als durch große Anstrengung der Wachen, den Schmied an ihrer Spitze, die Ordnung wieder hergestellt und die Gasse wieder gebildet war, konnte Orsini, beinahe erstickt vor Wuth und Scham, und von den groben Mißhandlungen, die er erlitten, übel zugerichtet, sich kaum vom Boden erheben. Die päpstlichen Diener hoben ihn auf, und als er auf den Beinen war, sah er sich wild um nach seinem Schwerte, das seiner Hand entfallen und von dem Pöbel mit Füßen getreten worden war; als er es nicht erblickte, sagte er zähneknirschend zu Cecco del Vecchio: „Bursche, Dein Nacken soll für diesen Schimpf büßen, oder soll Gott mich verlassen!“ und weiter schritt er durch die Gasse, während ein halb unterdrücktes Jauchzen der Umstehenden seinen Schritten folgte.

„Platz da!“ rief der Schmied, „für Herrn Martino di Porto, und möge es alles Volk wissen, daß er mir für Erfüllung meiner Pflicht in Gehorsam gegen den Vikar des Papstes mit dem Tode gedroht hat!“

„Das wagt er nicht!“ schrieen tausend Stimmen;
 „das Volk kann die Seinigen beschützen!“

Dieser Auftritt entging dem Provenzalen nicht, der den Wind wohl nach dem Fliegen der Strohhalme zu deuten wußte und aus der Kühnheit des Volkes zugleich sah, daß sie sich eines nahen Sturmes bewußt waren. „Par Dieu,“ sagte er, als er Adrian grüßte, der ernst und ohne rückwärts zu blicken, jetzt die zu der Kirche führenden Stufen erreicht hatte, „jener lange Bursche hat ein muthiges Herz und dazu noch viele Freunde. Was denkt Ihr,“ setzte er leise flüsternd hinzu, „ist dieser Auftritt nicht ein Beweis, daß die Edeln weniger sicher sind, als sie wähnen?“

„Die Thiere fangen an, gegen den Sporn auszuschielen, Herr Ritter,“ erwiderte Adrian; „ein kluger Reiter sollte in einem solchen Falle darauf Bedacht nehmen, die Zügel nicht zu straff anzuziehen, damit sich das Thier nicht bäumt und ihn abwirft — doch das ist eben die Politik, die Ihr empfiehlt.“

„Ihr seid im Irrthum,“ versetzte Montreal, mein Wunsch war, Rom einen Regenten zu geben, anstatt der vielen Tyrannen, — aber horcht! was bedeutet diese Glocke?“

„Die Ceremonie wird bald ihren Anfang nehmen,“ erwiderte Adrian. „Werden wir zusammen in die Kirche gehen?“

Selten war ein Gott geweihter Tempel Zeuge eines so eigenthümlichen Schauspiels, wie das, welches jetzt die feierlichen Räume des Lateran belebte.

Mitten in der Kirche erhoben sich amphithea-

tralisch Sitze, und an deren fernstem Ende war ein etwas höheres Gerüst, unter diesem, aber hoch genug, um von Allen gesehen werden zu können, stand eine große eiserne Tafel mit einer alten Inschrift; in ihrer Mitte war eine deutliche, hervorstehende Devise, welche jetzt erklärt werden sollte.

Die Sitze waren mit Tüchern und reichen Stoffen bedeckt. In dem Hintergrunde der Kirche war ein purpurner Vorhang. Rings um das Amphitheater waren die Diener der Kirche in den bunten Livreen des Papstes. Rechts von dem Gerüste saß Raimund, Bischof von Orvieto in seinen Staatskleidern. Auf den Bänken um ihn her sah man alle Vornehmen Roms — die Richter, die Gelehrten, den Adel, von dem hohen Range der Savelli bis zu dem niederern Grade eines Raselli. Der Raum außerhalb des Amphitheaters war vom Volke angefüllt, das jetzt stromweise hereindrang! hell und laut ertönte die ganze Zeit über die große Glocke der Kirche.

Endlich, als Adrian und Montreal sich in geringer Entfernung setzten, schwieg die Glocke plötzlich — das Gemurmel des Volkes hörte auf — der Purpurvorhang wurde zurückgezogen und Rienzi trat mit langsamem, majestätischem Schritte vor. Er kam — aber nicht in seinem gewöhnlichen düstern und einfachen Anzug. Ueber seiner breiten Brust trug er eine Weste von blendender Weiße — ein langes Gewand, nach Art einer weiten Toga, reichte bis auf die Füße und schleppte auf dem Boden nach. Auf seinem Haupt trug er einen weißen Bund, in dessen Mitte

eine goldene Krone schimmerte. Aber die Krone war getheilt, oder gleichsam gespalten durch den mystischen Zierrath eines silbernen Schwertes, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und zugleich zeigte, daß er diese seltsame Tracht nicht aus Eitelkeit oder Gefallsucht angelegt habe, sondern um der Versammlung in der Person eines Bürgers — ein Sinnbild von dem Zustande der Stadt zu geben, über den er sich zu verbreiten im Begriffe stand.

„Wahrhaftig,“ flüsterte ein alter Nobili seinem Nachbar zu, „der Plebejer tritt mit Anstand auf.“

„Was sind das für Comödiantenstreiche?“ sagte ein Zweiter.

„Das wird einen schönen Spaß geben,“ flüsterte ein Dritter. Ich hoffe, der gute Mann wird auch einige Scherze in seine Rede mit einfließen lassen.“

„Er ist gewiß wahnsinnig!“ bemerkte ein Vierter.

„Wie hübsch er ist!“ sagten die Frauen, die sich unter der Menge befanden.

„Das ist ein Mann, der das Volk auswendig gelernt hat,“ bemerkte Montreal gegen Adrian. „Er weiß, er muß zu dem Auge sprechen, um das Herz zu gewinnen, ein Schelm, ein schlauer Schelm!“

Jetzt hatte Rienzi das Gerüst betreten; und als er lang und fest in der Versammlung umherblickte, brachte die hohe gedankenvolle Ruhe seines majestätischen Antlitzes, sein tiefer und feierlicher Ernst all das Gemurmel zum Schweigen; er machte auf den hohnlächelnden Adel denselben Eindruck, wie auf das ungeduldige Volk.

„Ihr Herren von Rom,“ sprach er endlich, „und Ihr, Freunde und Mitbürger, Ihr habt gehört, warum wir heute versammelt sind; und Ihr, mein Herr Bischof von Orvieto, — und Ihr, Mitarbeiter auf dem Felde der Wissenschaften, — auch Ihr wißt, daß es eine Sache betrifft, die mit dem alten Rom in Beziehung steht, dessen vergangene Macht und Ruhm in ihrem Steigen wie in ihrem Fallen zu begreifen, wir zur Aufgabe der Studien unserer Jugend gemacht haben. Aber dies, glaubt mir, ist kein bloßes gelehrtes Räthsel, das nur für den Gelehrten von Nutzen ist, — nur die Todten betrifft. Laßt die Vergangenheit untergehn! — laßt Finsterniß sie bedecken! — laßt sie für immer schlafen über den zusammenstürzenden Tempeln und einsamen Gräbern ihrer vergessenen Eöhne, — wenn sie uns nicht durch ihre enträthselte Geheimnisse Führerin werden kann für Gegenwart und Zukunft. Wie, meine Herren, Ihr habt geglaubt, nur um des Alterthumes willen haben wir Tag und Nacht studirt, was das Alterthum uns lehren kann! Ihr seid im Irrthum; es ist nichts werth, zu wissen, was wir gewesen sind, wenn sich nicht damit der Wunsch verbindet, zu wissen, was wir werden sollen. Unsere Vorfahren sind nur Staub und Asche, wenn sie nicht zu uns, ihren Nachkommen reden; und dann erschallen ihre Stimmen nicht aus der Erde heraus, sondern von dem Himmel herab. Es liegt in der Erinnerung eine Beredsamkeit, weil sie die Amme der Hoffnung ist. Die Vergangenheit ist nur heilig durch die Jahrbücher, die sie aufbewahren, — Jahrbücher von den

Fortschritten des Menschengeschlechtes, — Schritte für Gesittung, Freiheit, Wissenschaft. Unsere Väter verboten uns, zurückzugehen, — sie lehren uns, unser rechtmäßiges Erbe kennen, — sie gebieten uns, dieses Erbe zurückzufordern, es zu vergrößern, — ihre Tugenden zu bewahren und ihre Irrthümer zu vermeiden. Dies ist die wahre Nutzenanwendung der Vergangenheit. Wie das heilige Gebäude, in welchem wir uns befinden, — ist sie ein Grab, auf welchem man einen Tempel errichten muß. Ich sehe, daß Ihr Euch über diesen langen Eingang verwundert; Ihr seht einander an — Ihr fragt, was daraus werden solle. Seht diese große Eisenplatte; eine Inschrift ist darauf gegraben, aber erst kürzlich hat man sie unter den Haufen von Steinen und Trümmern ausgegraben, die — o Schande für Rom! — einst Paläste des Kaiserreiches und Bogen der triumphirenden Macht waren. Die Devise in der Mitte der Tafel, die Ihr seht, stellt die Handlung der römischen Senatoren vor, — welche dem Vespasian die kaiserliche Würde übertragen. Um diese Inschrift vorlesen zu hören, habe ich Euch eingeladen! Sie bezeichnet genau Ausdehnung und Grenzen der solchergestalt übertragenen Macht. Dem Kaiser wurde die Macht anvertraut, Gesetze zu geben und Bündnisse zu schließen, mit welchen Nationen er es immer für gut fand, — die Grenzen der Städte und Distrikte zu erweitern oder zu verringern, — Männer — merkt hier auf, meine Herren! — zu dem Range von Herzogen und Königen zu erheben, — ja, und sie abzusetzen und

der Würde zu entkleiden; — einem Orte die Privilegien einer Stadt zu ertheilen und sie wieder zu nehmen; kurz, alle Eigenschaften kaiserlicher Macht. Ja, jenem Kaiser wurde eine so ausgedehnte Macht anvertraut; aber von Wem? Habt Acht — horcht, ich bitte — verliert kein Wort, — von Wem, frage ich? von dem römischen Senate! Was war der römische Senat? Der Stellvertreter des römischen Volkes!“

„Ich wußte, daß er darauf kommen würde!“ sagte der Schmied, der mit seinen Gesellen an der Thüre stand, zu dessen Ohr aber rein und klar Rienzi's Silberstimme drang.

„Muthiger Bursche! und dies noch vor den Ohren der Barone.“

„Ja, da seht ihr, was das Volk war! und ohne ihn hätten wir das nie erfahren.“

— „Ruhig, Leute!“ sagte der Kirchendiener zu denen von dem Haufen, welche sich diese Worte zugeflüstert hatten.

Rienzi fuhr fort. — „Ja, das Volk war es, das diese Gewalt übertrug — dem Volke steht sie daher zu! Makte sich der erhobene Kaiser die Krone an? Konnte er nur so von sich selbst diese Macht annehmen? War sie mit ihm geboren? Leitete er sie, meine Herren Barone, von dem Besitze befestigter Schlösser — von hoher Abkunft ab? Nein! allvermögend, wie er war, hatte er doch kein Recht auf nur den geringsten Theil von dieser Macht, außer durch die Stimme und Uebertragung des römischen Volkes.

So groß, meine Landsleute! so groß war selbst zu der Zeit, wo die Freiheit nur noch ein Schatten von ihrem früheren Selbst war, — so groß war das anerkannte Vorrecht Eurer Väter! Alle Gewalt kam vom Volke. Was habt Ihr jetzt zu vergeben? Wer, wer, frage ich, — welche einzige Person, welcher kleine Häuptling fragt Euch wegen der Macht, die er sich anmaßt? Sein Senat ist sein Schwert; sein Freibrief ist geschrieben, nicht mit Tinte, sondern mit Blut. Das Volk! — es gibt kein Volk! O! wollte Gott, daß wir eben so leicht den Geist der Vorzeit aus der Erde grüben, als ihre Denkmale!"

"Wenn ich Euer Better wäre," flüsterte Montreal Adrian zu, "ich würde diesem Manne kurze Ruhezeit zwischen dem Schluß seiner Rede und seiner Beichte geben."

"Wer ist Euer Kaiser?" fuhr Rienzi fort, "ein Fremder! Wer das große Haupt Eurer Kirche? — ein Verbannter! Ihr seid ohne Eure gesetzmäßigen Häupter, und warum? Weil Ihr nicht ohne Eure dem Gesetze hohnsprechende Tyrannen seid! die Zügellosigkeit Eurer Edeln; ihre Mißthelligkeiten, ihre Streite haben unseren heiligen Vater von dem Erbe des heiligen Peters vertrieben; — sie haben Eure Straßen mit Eurem eigenen Blute überschwemmt; sie haben die Frucht Eurer Arbeiten in Privatstreiten und mit Unterhaltung gemietheter Räuber verschwendet. Eure Kräfte haben sich gegen Euch selbst erschöpft. Ihr habt aus Eurer Vaterstadt, einst die Beherrscherin der Welt, ein Gespötte gemacht. Ihr habt ihre Lippen

in Galle getaucht — Ihr habt eine Dornenkrone auf ihr Haupt gesetzt! Wie, meine Herren!" sagte er, indem er sich heftig gegen die Savelli und Drfini umwandte, die, bemüht, die geheime Furcht abzuschütteln, welche die feurige Beredsamkeit Rienzi's ihren Herzen eingestößt, jetzt durch verächtliche Gebarden und höhnisches Lächeln das Mißfallen zu erkennen gaben, daß sie in Gegenwart des Vikars und des Volkes nicht laut werden zu lassen wagten. — „Wie! sogar während ich spreche — hält Euch nicht die Heiligkeit dieses Ortes im Saume! Ich bin ein niedriger Mann — ein Bürger Roms; — aber dieser einen Auszeichnung habe ich mich zu rühmen: Ich habe viele Feinde und Spötter mir erweckt für das, was ich für Rom gethan. Ich bin gehaßt, weil ich meine Vaterstadt liebe; ich bin verachtet, weil ich sie emporbringen wollte. Ich vergelte — ich werde gerächt werden. Drei Verräther in Euren eigenen Palästen werden Euch verrathen: sie heißen — Luxus, Neid und Zwietracht!"

„Der hat vernehmlich mit ihnen gesprochen!"

„Ha, ha! beim heiligen Kreuze, das war gut!"

„Ich ließe mich hängen um noch so einen kühnen Streich, wie der vorige!"

„Es ist eine Schande, daß wir Memmen sind, wenn ein Mann solchen Muth hat," sagte der Schmied.

„Der ist der Mann, der uns immer fehlte!"

„Stille!" rief der Beamte.

„O, Römer!" begann Rienzi leidenschaftlich wieder, „erwacht! Ich beschwöre Euch! Laßt diese Grin-

nerung an Eure frühere Macht, Eure früheren Freiheiten sich tief in Eure Seelen senken. In einer glücklichen Stunde, wenn Ihr sie ergreift, in einer schlimmen, wenn Ihr die goldene Gelegenheit ent schlüpfen laßt, ist diese Erinnerung an die Vergan genheit Euren Augen geoffenbart worden. Erinnert Euch, daß das Jubiläum herannahet."

Der Bischof von Orvieto lächelte und nickte bei fällig; das Volk, die Bürger, der niedere Adel be merkten wohl diese Zeichen der Aufmunterung, und nach ihrem Dafürhalten sah der Papst selbst in der Person des Vikars wohlwollend auf Rienzi's Kühnheit.

"Das Jubiläum naht heran — die Augen der ganzen Christenheit richten sich hierher. Sollen hier, wohin Menschen von allen Enden der Welt kommen, um den Frieden zu holen, sie Zwietracht finden? Wäh rend sie Absolution suchen, sollen sie nur Verbrechen sehen? In dem Mittelpunkt von Gottes Herrschaft, sollen sie weinen über Eure Schwäche? Am Eise der heiligen Märtyrer, sollen sie schauern über Eure Laster? An der Quelle christlicher Geseze, sollen sie alle Ge seze verachtet sehen? Ihr waret der Ruhm der Welt, wollt Ihr ihr Sprüchwort werden? Ein Beispiel waret Ihr für sie, wollt Ihr eine Warnung werden? Erhebt Euch, während es noch Zeit ist! — säubert Eure Straßen von den Banditen, welche sie unsicher machen! Eure Mauern von den Miethlingen, die sie beherbergen! Verbannt diese bürgerlichen Zwiste oder die Männer — wie stolz, wie groß sie auch sein mögen, welche sie unterhalten! Reißt die Wagschale aus der Hand

des Betrugs! das Schwert aus der Hand der Gewaltthat! Wage und Schwert sind die alten Attribute der Gerechtigkeit! gebt sie ihr wieder zurück! Dies sei Eure hohe Aufgabe, dies Euer großes Ziel! Haltet jeden, der sich Euch hierin widersetzt, für einen Verräther an seinem Vaterlande. Erringt einen Sieg, größer als die der Cäsaren — den Sieg über Euch selbst! Zeigt den Pilgern der Welt die Auferstehung Roms! das Jubiläum der Religion und die Wiederaufrichtung der Geseze laßt in eine Epoche zusammenfallen! Leget das Opfer Eurer besiegten Leidenschaften — die Erstlingsfrüchte Eurer wieder auflebenden Freiheit — auf eben den Altar, den diese Mauern umschließen! und nie! o nie! seit Anbeginn der Welt haben Menschen ihrem Gotte ein wohlgefälligeres Opfer dargebracht!"

Der Eindruck, den diese Worte unter den Zuhörern hervorbrachten, war so groß — die dadurch mit Sturm eingenommenen Seelen blieben so athemlos und überwältigt, daß Rienzi von dem Gerüst herabgestiegen und schon hinter dem Vorhang verschwunden war, hinter dem er hervortrat, ehe die Menge recht merkte, daß er aufgehört hatte.

Die Eigenthümlichkeit dieser plötzlichen Erscheinung — wie er in so räthselhaftem Glanze erschien und in dem Augenblicke wieder verschwand, wo seine Botschaft ausgerichtet war — verlieh seinen Worten noch höhere Kraft. Der ganze Charakter dieser kühnen Rede bekam den Anschein von etwas Uebernatürlichem, von einer Eingebung; für den Verstand des Volkes war

der Sterbliche in ein Drakel verwandelt, und in der Bewunderung des rückhaltlosen Muthes, mit welchem ihr Abgott die stolzen Barone getadelt und beschworen hatte — deren jeden sie als einen feierlich bestätigten Scharfrichter betrachteten, dessen Grimm sich augenblicklich durch Galgen oder Beil offenbaren konnte — konnte sich das Volk nur abergläubisch einbilden, daß nichts Geringeres, als Einfluß von oben ihrem Führer solche Kühnheit verliehen und ihn vor der Gefahr, der er entgegenging, beschützt habe. In der That war in eben diesem Muth Rienzi's seine Sicherheit begründet; er sah sich in eine Lage versetzt, wo Kühnheit Klugheit wird. Wäre er weniger dreist gewesen, so wären die Adeligen trotziger geworden; aber eine solche Freiheit der Sprache an einem Diener des heiligen Stuhls erschien ihnen natürlich gebilligt durch die Zustimmung des Papstes sowohl, wie auch durch den Beifall des Volkes. Diejenigen, welche nicht, wie Stephan Colonna, Worte als Wind verachteten, schrakten vor dem Gedanken zurück, einen Mann zu bestrafen, dessen Worte der bloße Wiederhall von den Wünschen des Papstes sein mochten. Die Uneinigkeiten der Adeligen untereinander waren für Rienzi nicht minder günstig. Er griff einen Körper an, dessen einzelne Glieder nicht zusammenhielten.

„Es ist nicht meine Pflicht, ihn zu verderben!“ sagte der Eine.

„Ich bin nicht der Vertreter der Barone!“ sagte ein Anderer.

„Wenn Stephan Colonna nicht Acht auf ihn hat,

wäre es für einen Geringeren eben so thöricht, wie gefährlich, sich zum Verfechter der Ordnung aufzuwerfen!" sagte ein Dritter.

Die Colonna lächelten beifällig, wenn Rienzi einen Orsini anklagte — ein Orsini lachte laut, wenn seine Beredsamkeit gegen einen Colonna losbrach. Der niederere Adel freute sich über die Angriffe auf beide Parteien, während auf der andern Seite der Bischof durch die lange Ungestraftheit Rienzi's Muth bekommen hatte, das Benehmen seines Mitbeamten gut zu heißen. Er gab sich zwar bisweilen den Anschein, als tadelte er seine übermäßige Hitze, lobte aber dabei immer seine redliche Absicht; der Beifall des päpstlichen Vikars bestärkte die Adelligen in der Annahme, daß der Papst selbst diese Gesinnungen billige. Sicherheit und Erfolg Rienzi's wurden so gerade durch die Tollkühnheit seines Enthusiasmus gesteigert.

Als die Barone indessen sich ein wenig von der Betäubung erholt, in welche Rienzi sie versetzt hatte, sahen sie sich der Reihe nach einander an; ihre Blicke verriethen, daß sie den Uebermuth des Redners und die ihnen gesagten Beleidigungen verstanden hatten.

"Per fede!" sagte Reginaldo di Orsini, "dies übersteigt alle Geduld — der Plebejer ist zu weit gegangen!"

"Seht das Volk unten! wie sie murmeln und gaffen — wie ihre Augen funkeln — und welche Blicke sie nach uns werfen!" sagte Luca di Savelli zu seinem Todfeinde Castruccio Malatesta; das Gefühl gemeinsamer Gefahr versöhnte in einem Augenblicke, aber

auch nur für einen Augenblick, die jahrelange Feindschaft.

„Diavolo!“ rannte Rafelli (Mina's Vater) einem eben so armen Baron zu, „aber der Schreiber hat Wahrheit auf den Lippen. Schade, daß er kein Adelliger ist.“

„Was für ein tüchtiger Kopf geht dadurch verloren!“ sagte ein florentinischer Kaufmann. „Der Mann könnte etwas werden, wenn er reich genug wäre.“

Adrian und Montreal schwiegen: der Erstere schien in Gedanken verloren, der Letztere beobachtete die verschiedenartigen auf die Zuhörer hervorgebrachten Eindrücke.

„Stille!“ riefen die Officianten. „Stille für den Herrn Vikar.“

Bei dieser Ankündigung wandten sich Aller Augen auf Raimund, der sich mit viel geistlicher Wichtigkeit erhob und zu der Versammlung also sprach: —

„Obgleich, Edle und Bürger Roms, meine vielgeliebte Heerde und Kinder, — obgleich ich eben so wenig, wie Ihr, genau die Beschaffenheit der so eben gehörten Rede voraussah, — und wiewohl ich keine lautere Zufriedenheit über die Form und, kann ich sagen, über den ganzen Inhalt der feurigen Ermahnung empfinde, — kann ich dennoch (und er legte großen Nachdruck auf das letztere Wort) Euch nicht scheiden lassen, ohne den Bitten des Dieners unseres heiligen Vaters auch die des geistlichen Stellvertreters Seiner Heiligkeit beizufügen. Es ist wahr! das Jubiläum naht heran! Das Jubiläum naht heran —

und noch werden unsere Straßen, sogar bis an die Thore von Rom, von mörderischen und gottlosen Räubern verheert! Welcher Pilger wird sich über die Appenninen wagen, um an den Altären des heiligen Petrus anzubeten? Das Jubiläum naht heran; welche Schande wird es für Rom sein, wenn an diesen Altären keine Pilger erscheinen — wenn die Furchtsamen vor den Gefahren der Reise zurückbeben und die Kühnen als Opfer fallen! Deshalb bitte ich euch Alle, Bürger und Edle, — ich bitte euch Alle, diese unglücklichen Fehden ruhen zu lassen, die so lange die Macht unserer Stadt aufgerieben haben, und, durch die Bande der Freundschaft und Bruderliebe Euch verbindend, einen gesegneten Bund gegen die Straßenräuber zu schließen. Ich sehe unter Euch, Ihr Herren, viele, die der Stolz und die Pfeiler des Staates sind; aber ach! mit Kummer und Schrecken denke ich an den grundlosen und eitlen Haß, der zwischen Euch erwachsen ist! — ein Aergerniß für unsere Stadt, das, es sei mir erlaubt zu sagen, kein ehrenhaftes Licht auf Euren Christenglauben, noch auf Eure Würdigkeit als Vertheidiger der Kirche wirft.“

Unter dem niederen Adel — entlang den Eizen der Richter und Gelehrten — durch die ungeheure Menschenmasse erscholl lautes Beifallsgemurmel bei diesen Worten. Die vornehmeren Barone betrachteten stolz, aber nicht verächtlich das Antlitz des Prälaten und beobachteten ein strenges, undurchdringliches Schweigen.

„An diesem heiligen Orte,“ fuhr der Bischof fort, „laßt mich Euch bitten, diese nutzlosen Feindseligkeiten zu begraben, die schon Gut und Blut genug gekostet; laßt uns mit dem gemeinsamen Entschlusse, unseren Muth zu erproben und unsere Tapferkeit nur gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde zu bewähren, — diese Schurken, welche unsere Felder verwüsten und unsere Straßen unsicher machen, — die Feinde des Volkes, das wir beschützen, und des Gottes, dem wir dienen sollen — aus diesen Mauern scheiden!“

Der Bischof nahm seinen Sitz wieder ein; die Edeln sahen einander stumm an; das Volk begann laut unter sich zu flüstern, als nach einer kleinen Weile Adrian di Castello sich erhob.

„Verzeiht mir, meine Herren, und Ihr, ehrwürdiger Vater, wenn ich, trotz meiner Jugend, meiner Unerfahrenheit und meinem geringen Ansehen oder Bedeutung unter Euch, mir herausnehme, der Erste zu sein, der freudig den eben vernommenen Vorschlag annimmt. Gerne entsage ich allen alten Feindschaften mit irgend welchem meiner Standesgenossen. Zum Glücke für mich hat meine lange Abwesenheit von Rom die meiner frühen Jugend vertrauten Fehden und Eifersüchteleien aus meinem Gedächtnisse verwischt; und in dieser edeln Versammlung sehe ich nur einen Mann (hier blickte er auf Martino di Porto, der finster vor sich hinblickte), gegen den ich einmal mein Schwert zu ziehen für Pflicht hielt; der Handschuh, den ich einst diesem Edeln hinwarf, ist, ich freue mich bei dem Gedanken, noch nicht ausgelöst. Ich nehme ihn

zurück. Von jetzt an seien meine Feinde nur noch die Feinde Roms!"

"Edel gesprochen," sagte der Bischof laut.

"Und," fuhr Adrian fort, indem er seinen Handschuh unter die Adelligen warf, "ich werfe somit, meine Herren, den wieder zurückgenommenen Handschuh unter Euch Alle als Aufforderung zu einem edleren Wettstreite auf einem edleren Felde. Ich lade Jeden ein, mit uns in dem Bestreben zu wetteifern. Sicherheit auf unseren Straßen und Ordnung in unserer Stadt herzustellen. Es ist dies ein Kampf, in welchem ich, wenn ich trotz meiner Anstrengung besiegt werde, den Preis ohne Reid hingeben werde. In zehn Tagen, von heute an, ehrwürdiger Vater, will ich vierzig bewaffnete Reiter stellen, bereit, jedem Befehle zu gehorchen, der auf die Sicherheit des römischen Staates hingerichtet. Und Ihr, o Römer, verbannt, ich bitte Euch, aus Euren Gemüthern die beredten Schmähungen gegen Eure Mitbürger, welche Ihr so eben gehört. Alle unter uns, von welchem Stande auch, haben Antheil gehabt an den Ausschweifungen dieser unglücklichen Zeiten; laßt es unser Bestreben sein, nicht zu rächen oder nachzuahmen, sondern zu verbessern und sie zu vereinigen. Und möge das Volk fortan erkennen, wie der wahre Stolz des Patriciers darin besteht, daß seine Macht ihn um so eher in den Stand setzt, seinem Vaterlande zu dienen."

"Schöne Worte!" sagte der Schmied, höhnisch lächelnd.

„Wenn sie Alle wären, wie Er!“ sagte des Schmieds Nebenmann.

„Er hat den Großen aus der Klemme geholfen,“ sagte Pandulpho.

„Er hat grauen Wiß unter jungen Haaren gezeigt,“ sagte ein bejahrter Malatesta.

„Ihr habt die Flut abgewandt, aber nicht gedämmt, edler Adrian,“ sagte der immer seine Bemerkungen machende Montreal, als unter allgemeinem Beifallsgemurmel der junge Colonna seinen Sitz wieder einnahm.

„Wie meint Ihr das?“ fragte Adrian.

„Daß Eure sanften Worte, wie alle Versöhnungsversuche der Patricier, zu spät kamen.“

Kein anderer Adelliger stand auf, obgleich sie sich vielleicht geneigt fühlten, in die allgemeine Vergebung mit einzustimmen, und durch Zeichen und Flüstern Adrians Worten Beifall zu geben schienen. Sie waren zu sehr an einen widrigen, ungelehrten Stolz gewöhnt, als daß sie sich herabgelassen hätten, eine versöhnliche Sprache entweder gegen das Volk, oder gegen ihre Feinde anzunehmen. Und Raimund, der umherblickte und nicht wollte, daß ihr unziemliches Schweigen lange bemerkt würde, erhob sich auf einmal, um demselben die beste Deutung zu geben, deren er fähig war.

„Mein Sohn, Du hast als Freund des Vaterlandes, wie als Christ gesprochen; das beifällige Schweigen Deiner Standesgenossen sagt uns, daß sie Deine Gefinnungen theilen. Heben wir die Versammlung auf — ihr Zweck ist erreicht. Die Art und Weise unseres

Verfahrens gegen die verbündeten Räuber der Landstraße erfordert anderweitige, reifliche Ueberlegung. Dieser Tag wird in unserer Geschichte Epoche machen."

"Das wird er," knirschte Cecco del Vecchio mürrisch zwischen den Zähnen.

"Kinder, meinen Segen Euch Allen!" schloß der Vikar mit ausgebreiteten Armen.

Wenige Minuten später strömte die Menge aus der Kirche. Die verschiedenen Diener und Bannerträger ordneten sich auf den Stufen außen, jeder Zug besorgt um den Vortritt seines Herrn; und die Edeln, die sich ernst in kleine Truppen sammelten, daß kein feindseliges Blut zusammenkam, folgten der Menge durch die Kirchenflügel. Bald erhob sich wieder der Lärm, und das Geschrei, das Lanken und Fluchen der feindlich gesinnten Banden, als mit Mühe und Anstrengung die Diener des Vikars sie sehr unordentlich zur Ordnung anhielten.

Aber so wahr waren Montreals an Adrian gerichtete Worte, daß das Volk schon halb die edle Aufforderung des jungen Nobili vergaß und bittere Bemerkungen über das unziemliche Schweigen seiner Standesgenossen machte. Was war auch für sie der Kreuzzug gegen die Straßenräuber? Sie tadelten den guten Bischof, daß er nicht feck den Edeln sagte: "Ihr seid die ersten Räuber, gegen die man zu Felde ziehen muß!" die Unzufriedenheit des Volkes hatte solche Hinhaltungsmittel überschritten; sie war auf den Punkt gestiegen, wo das Volk nicht sowohl nach einer Verbesserung, als nach einem Wechsel sich sehnte. Es

gibt Zeiten, wo man eine Revolution nicht abwenden kann; sie muß kommen — kommen entweder in Folge von Widerstand oder Nachgiebigkeit. Wehe dem Geschlechte, welchem eine Revolution keine Früchte bringt — wo der Blitz durch die oberen Räume zuckt, aber die Luft nicht reinigt. Vergebens dulden ist oft das Loos der edelsten Menschen; wenn aber ein Volk vergebens duldet, mag es sich selbst verfluchen!

Viertes Kapitel.

Der ehrgeizige Bürger und der ehrgeizige Soldat.

Der Bischof von Orvieto zögerte am längsten, um mit Rienzi zu sprechen, der ihn an einem dem Publikum nicht zugänglichen Orte des Lateran erwartete. Raimund war verständig genug, um sich nicht zu dem Glauben verleiten zu lassen, der letzte Auftritt könne eine Sinnesänderung unter den Adelligen hervorbringen, ihre Spaltungen heilen, oder sie zu thätiger Bekämpfung der Verheerer der Campagna veranlassen. Als er aber Rienzi Alles genau berichtete, was nach dem Abtreten dieses Helden von der Bühne vorgefallen war, schloß er mit den Worten: „Ihr werdet aus dem Gesagten sehen, ein gutes Resultat wird sich ergeben; der erste Streit mit den Waffen in der Hand — der erste Kampf unter dem Adel — wird als Bruch eines Versprechens erscheinen, für Volk und Papst ein gültiger Grund sein, an aller Besserung der Barone zu verzweifeln — ein Grund,

der die Bemühungen des Ersteren und die Zustimmung des Letzteren rechtfertigen wird."

"Auf einen solchen Kampf werden wir nicht lange warten," erwiderte Rienzi.

"Ich glaube der Prophezeiung," antwortete Raimund lächelnd; "für jetzt geht Alles gut. Geht Ihr mit uns heimwärts?"

"Nein, ich halte es für besser, hier zu verweilen, bis die Menge sich gänzlich zerstreut; denn wenn sie in ihrer jetzigen Aufregung mich erblicken, möchten sie auf ein rasches, voreiliges Unternehmen dringen. Ueberdies, mein Herr," fügte Rienzi hinzu, "muß man bei einem unwissenden, wenn gleich redlichen und begeisterten Volke strenge die Regel festhalten: Schwäche die Wirkung Deines Auftretens nicht durch Gewohnheit. Nie sollten Männer, wie ich, die keine äußere Auszeichnung haben, unter der Menge erscheinen, außer bei solchen Gelegenheiten, wo der Geist selbst eben diese Auszeichnung wird."

"Das ist wahr, da ihr kein Gefolge habt," antwortete Raimund und dachte dabei an seine stattlich gekleideten Diener. "Adieu denn! wir sehen uns bald wieder."

"Ja, bei Philippi, mein Herr. Ehrwürdiger Vater, Euren Segen!"

Einige Zeit nach diesem Gespräche verließ Rienzi das heilige Gebäude. Als er auf der Treppe der jetzt schweigenden und verlassenen Kirche stand, ließ die Stunde, welche der kurzen Dämmerung des Südens vorangeht, der Ansicht vor derselben ihren Zauber. Hier sah er die prächtigen Bogen der gewaltigen

Wasserleitung sich weithin ausdehnen, begrenzt durch die fernen, purpurnen Hügel. Vor ihm — zur Rechten — erhob sich das Thor, das seinen römischen Namen von dem cölischen Berge erhielt, an dessen Abhang es noch steht. In der Ferne sah er — von der Höhe der Stufen herab — die durch die graue Campagna zerstreuten Ortschaften weiß durch die schrägen Sonnenstrahlen glänzen, und in der weitesten Entfernung begannen die Bergschatten über den Dächern des alten Tusculum und des zweiten Alba* zu dunkeln, welches noch in öder Vernachlässigung über den verschiedenen Palästen von Pompejus und Domitian sich erhebt.

Der Römer stand einige Zeit, in Gedanken vertieft, regungslos da, betrachtete das Schauspiel und athmete den süßen Balsam der milden Luft ein. Es war die liebliche Frühlingszeit — die Jahreszeit der Blumen, der grünen Blätter und der lispelnden Winde — der Hirtenmai von Italiens Dichtern: aber es schwieg die Stimme des Gesanges an den Ufern der Tiber — das Rohr gab keine Musik mehr von sich. Von dem heiligen Berge, wo Saturn hauste, waren die Dryaden und Nymphen und Italiens heimathlicher Sylvan für immer geschieden. Nienzi's eigenthümliches Wesen — seine Begeisterung — seine Verehrung für die Vorzeit — seine Vorliebe für das Schöne und

* Das erste Alba — Alba Longa — dessen Gründung die Fabel dem Ascanius zuschreibt, wurde von Tullus Hostilius zerstört. Das zweite Alba, das heutige Albano, wurde kurze Zeit vor Nero in der Ebene unter der alten Stadt erbaut.

Große — selbst die Anhänglichkeit an Anmuth und Pracht, welche der rauhen Wirklichkeit des Lebens einen so blühenden Charakter verleihen und welche die Macht später nur zu üppig hervortreten ließ; die Fülle von Gedanken und Bildern, die in einer so glänzenden und nie verstiegenden Flut von seinen Lippen strömten — Alles verrieth die intellektuellen und phantastischen Kräfte, welche ihn in ruhigeren Zeiten in der Literatur zu einer unbestreitbaren Höhe erhoben haben würden, als wozu die That je führt, und etwas von einem solchen Bewußtsein zog in diesem Augenblicke an seinem Geiste vorüber.

„Glücklicher wäre es für mich gewesen,“ dachte er, „wenn ich nie aus meinem eigenen Herzen auf die Welt hinausgeblückt hätte. Ich hatte in mir Alles, was mich mit der Gegenwart zufrieden machen konnte, weil ich das besaß, was mich die Gegenwart vergessen machen konnte. Ich hatte die Macht, wieder zu bevölkern — zu erschaffen; die Sagen und Träume des Alterthums — das göttliche Talent des Verses, in das der schöne Ueberfluß des Herzens sich ergießen kann — das war mein! Petrarca wählte weise für sich selbst! Zur Welt zu reden, aber selbst außerhalb derselben, zu überzeugen — zu erregen — zu befehlen — denn dies ist ja Ziel und Ruhm des Ehrgeizes — aber zu fliehen ihr Getümmel und ihre Mühen! Sein ist die ruhige Zelle, die er anfüllt mit den Bildern der Schönheit — die Einsamkeit, aus welcher er die schlimmen Zeiten verbannen kann, in die wir gefallen sind, in die er sich aber die großen Herzen und die glorreichen

Epochen der Vergangenheit zurückzuträumen vermag. Und ich — mit welchen Sorgen bin ich beschwert! an welche Arbeiten bin ich gekettet; welche Werkzeuge muß ich gebrauchen! welche Vermummungen muß ich annehmen! Zu Schlingen und Kunstgriffen muß ich meinen Stolz beugen! niederträchtig sind meine Feinde — unbeständig meine Freunde! Und wahrlich, in diesem Kampfe mit verblendeten und gemeinen Menschen wird die Seele selbst verkrüppelt und zwerghaft. Geduldig und im Dunkeln kriechen die Mittel durch Höhlen und besudelnden Schlamm, um endlich das Licht, den Zweck zu erreichen."

In diesen Betrachtungen lag eine Wahrheit, deren ganze Düsterheit und Schwermuth der Römer noch nicht erfahren hatte. Wie erhaben auch das Ziel ist, das wir uns ausstecken, jeder weniger würdige Schritt, den wir machen, um uns desselben zu vergewissern, verzerrt das geistige Bild unseres Ehrgeizes, und nach und nach erniedrigen die Mittel den Zweck zu ihrem eigenen Maße. Dies ist das wahre Unglück eines Mannes, der edler ist, als seine Zeit — daß die Werkzeuge, deren er sich bedienen muß, ihn selbst beschmutzen; halb verbessert er seine Zeit, halb wird aber auch der Verbesserer durch die Zeiten verdorben. Seine eigene List untergräbt seine Sicherheit — das Volk, das er selbst an eine falsche Aufregung gewöhnt, fordert sie immerwährend mit Ungeßüm, und wenn sein Führer aufhört, seine Phantasie zu verführen, so fällt er als sein Opfer. Die Verbesserung, welche er durch diese Mittel zu Stande bringt, ist hohl und momentan

— mit ihm selbst wird sie hinweggeschwemmt; es war nur das Spiel — das Gepränge — das verschwundene Genie eines Verschwörers; der Vorhang fällt — der Zauber ist vorüber — das Bilboquet wird bei Seite geworfen. Besser einen langsamen Schritt zur Aufklärung — der, durch die Vernunft eines ganzen Volkes gemacht, nicht rückgängig werden kann — als dieses plötzliche Aufklaffen in der Tiefe der allgemeinen Nacht, welches die durch den Gegensatz doppelt schwarze Finsterniß wieder für ewig verschlingt.

Als sich Nienzi langsam und nachdenkend abwandte, um die Kirche zu verlassen, fühlte er sich leicht an der Schulter berührt.

„Schönen guten Abend Euch, Herr Gelehrter,“ sagte eine fränkische Stimme.

„Ich erwidere Euch die Höflichkeit,“ antwortete Nienzi, den Mann anstarrend, der ihn so plötzlich angeredet, und an dessen weißem Kreuze und kriegerischem Wesen der Leser den Johanniterritter erkennt.

„Ihr kennt mich nicht, denke ich?“ sagte Montreal; „doch das thut nichts zur Sache; wir können leicht unsere Bekanntschaft anfangen; was mich betrifft, so bin ich zwar schon so glücklich, mich mit Euch bekannt gemacht zu haben.“

„Möglich, daß wir uns schon anderswo begegneten; im Hause eines der Barone, zu deren Stand Ihr zu gehören scheint?“

„Gehören! nein, nicht so ganz!“ versetzte Montreal stolz. „So hochgeboren und groß sich auch Eure Magnaten dünken, möchte ich doch, so lange die Berge

nur noch einen Fuß breit freien Bodens für mich haben, meine Stelle auf der Stufenleiter der Welt nicht mit der ihrigen vertauschen. Für den Tapfern gibt es nur eine Art von Plebejern, und das sind die Feigen. Aber Euch, kluger Rienzi," fuhr der Ritter in muntererem Tone fort, "habe ich an einem Orte gesehen, wo es rühriger herging, als in dem Saale eines römischen Barons."

Rienzi sah Montreal scharf an, der den Blick mit offener Stirne aushielt.

"Ja," begann der Ritter wieder, "aber laßt uns weiter gehen; erlaubt mir, nur wenige Augenblicke Euch zu begleiten. Ja! Ich habe Euch zugehört — an einem der letzten Abende, als Ihr zum Volke sprachet, und heute, wie Ihr die Adelligen getadelt habt, und auch neulich um Mitternacht (Euer Ohr, guter Herr! tiefer, es ist ein Geheimniß!) — auch um Mitternacht, als Ihr auf den Ruinen des Aventin den kühnen Eid der Bruderschaft abnahm und leistetet!"

Nach diesen Worten trat der Ritter etwas bei Seite, um den Eindruck zu beobachten, den dieselben auf Rienzi machen würden.

Ein leichtes Zittern flog über die Gestalt des Verschworenen — denn so würde Rienzi, wäre die Verschwörung mißglückt, von Anderen genannt worden sein; er wandte sich plötzlich um, sah den Ritter gerade an, legte unwillkürlich die Hand an sein Schwert, ließ den Griff aber augenblicklich wieder los.

"Ha!" sagte der Römer langsam, "wenn dies

wahr ist, so falle Rom! Verrath ist sogar unter den Freien!"

"Kein Verrath, tapferer Herr!" erwiderte Montreal; "ich bin in dem Besitze Deines Geheimnisses — aber Niemand hat es mir verrathen."

"Und hast Du es als Freund oder als Feind erfahren?"

"Gleichviel," versetzte Montreal leichtthin. "Genug vorläufig, daß ich Dich an den Galgen bringen konnte, wenn ich nur das Wort sagte, um zu zeigen, daß es in meiner Macht steht, Dein Feind zu sein; genug, daß ich es nicht gethan, um meine Neigung zu beweisen, Dein Freund zu sein."

"Du irrst, Fremdling! der Mann lebt nicht, der in den Straßen Roms mein Blut vergießen könnte! Der Galgen! Wenig weißt Du von der Macht, welche Rienzi umgibt."

Diese Worte wurden mit einigem Hohn und mit Bitterkeit gesprochen; aber, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fuhr Rienzi ruhiger wieder fort: "Nach dem Kreuze auf Deinem Mantel gehörst Du einem der stolzesten Ritterorden an: Du bist ein Fremder und ein Cavalier. Welches edle Mitgefühl kann Dich zu einem Freunde des römischen Volkes machen?"

"Cola di Rienzi," versetzte Montreal, "die Gefühle, die uns vereinigen, sind die, welche alle Männer zusammenführen, die durch ihre eigene Kraft sich über die gewöhnliche Masse erheben. Wahr, ich wurde edel geboren — aber machtlos und arm; auf meinen Wink ziehen jetzt von Stadt zu Stadt die

bewaffneten Werkzeuge der Macht; mein Hauch ist das Gesetz von Tausenden. Diese Gewalt habe ich nicht ererbt, ich erlangte sie durch kühle Besonnenheit und einen furchtlosen Arm. Erkenne in mir Walter von Montreal; ist es nicht ein Name, der einen Geist, verwandt dem Deinigen, bezeichnet? Ist nicht Ehrgeiz ein uns gemeinschaftliches Gefühl? Ich biete nicht Soldaten auf, nur um zu gewinnen, obgleich die Menschen mich habgütig nannten — ich schlachte Bauern nicht aus Blutdurst, obwohl man mich grausam hieß. Waffen und Geld sind die Sehnen der Macht; Macht ist es, wonach ich verlange — Du, kühner Rienzi, kämpfst Du nicht um dasselbe? Ist es das stinkende Geschrei des knoblauchkauenden Pöbels — ist es der flüsternde Neid von Scholastikern — ist es das hohle Geschwätz von Knaben, die Dich Patriot und Freiheitsmann nennen, Worte, die das Ohr betrügen — was Dich befriedigt? Dies sind nur Deine Werkzeuge zur Macht. Habe ich wahr gesprochen?"

Wie groß auch Rienzi's Mißfallen an dieser Sprache sein mochte, er verbarg es glücklich. „Gewiß," sagte er, „würde ich, berühmter Hauptmann, vergebens läugnen, daß ich nur nach der Macht strebe, von der Du sprichst. Aber welche Vereinigung kann zwischen dem Ehrgeize eines römischen Bürgers und dem Anführer bezahlter Banden stattfinden, die ihre Partei nur nach dem Solde wählen — heute in Florenz für die Freiheit, morgen in Bologna für die Tyrannen fechten? Verzeihe meine Freimüthigkeit,

denn in diesen Zeiten hält man für keine Unehre, was ich Deinen Banden Schuld gebe. Tapferkeit und geschickte Führung gelten dafür, die Sache zu heiligen, in welcher sie glänzen; und wer der Herr der Fürsten ist, darf von ihnen wohl als ihnen ebenbürtig geehrt werden."

"Wir betreten jetzt einen weniger verödeten Stadttheil," sagte der Ritter; "gibt es in dieser Gegend keinen geheimen Ort — keinen Aventin — wo wir uns weiter besprechen können?"

"Bist!" erwiderte Nienzi, vorsichtig um sich blickend, "ich danke Dir, edler Montreal, für den Wink, auch wäre es nicht gut für uns, wenn man uns beisammen sehen sollte. Willst Du mich Deiner Begleitung nach meiner Wohnung an der Palatinusbrücke würdigen?* Dort können wir ungestört und sicher uns besprechen."

"Sei es so," sagte Montreal zurücktretend.

Mit raschen, eiligen Schritten ging Nienzi durch die Stadt, wo die hier und dort ihm begegnenden Bürger, sobald sie ihn erkannten, ihn mit bezeichnender Achtung begrüßten; er wand sich durch ein Labyrinth von dunkeln Gassen, als vermeide er die öffentlicheren Wege, und gelangte endlich auf einen großen Platz

* Die malerischen Ruinen, die man bis auf den heutigen Tag als die einstige Wohnung des berühmten Cola di Nienzi zeigt, wurden lange mit Bestimmtheit von den Alterthumsforschern für das Eigenthum eines andern Cola oder Nicola ausgegeben. Ich glaube indessen, daß der Streit in neuerer Zeit entschieden ist; und in der That konnte Niemand als ein Alterthümpler, und zwar ein römischer, vermuthen, daß es zwei Cola gegeben, auf welche sich die Inschrift des Hauses beziehe!

nahe bei dem Flusse. Die ersten Sterne der Nacht schimmerten auf den alten Tempel der Fortuna Virilis herab, den der Wechsel der Zeit bereits in die Kirche der heiligen Maria von Egypten verwandelt hatte; und gegenüber dem doppelt geheiligten Gebäude stand das Haus Rienzi's.

„Es ist eine günstige Vorbedeutung, daß mein Haus dem früheren Tempel der Fortuna gegenübersteht,“ sagte Rienzi lächelnd, als Montreal dem Römer in das Zimmer folgte, das wir schon oben beschrieben.

„Aber die Tapferkeit hat nicht nöthig, um Glück zu flehen,“ sagte der Ritter; „die erste beherrscht das letztere.“

Lange währte die Unterredung zwischen den beiden unternehmendsten Männern ihres Zeitalters. Mittlerweile sei mir erlaubt, den Leser etwas genauer mit dem Charakter und den Plänen Montreals bekannt zu machen, als der Drang der Ereignisse bis jetzt gestattete.

Walter von Montreal, in den Chroniken Italiens allgemein bekannt unter dem Namen Ira Moreale, war nach Italien gekommen — ein kühner Abenteurer, würdig, ein Nachfolger jener herumschwärmenden Normannen zu werden (von einem der ausgezeichnetsten derselben leitete er von mütterlicher Seite seine Abkunft ab), die früher eine so seltsame Rolle unter der irrenden Ritterschaft Europa's gespielt hatten, — indem sie die Fabeln von Amadis und Palmerin verwirklichten — die, jeder Ritter für sich selbst ein Herr, Länder eroberten und Throne umstürzten; sie anerkannten keine

Gefesse, als die der Ritterschaft; vermischten sich nie mit dem Volksstamme, unter dem sie sich niederließen, unfähig, Bürger zu werden, und kaum zufrieden mit ihren Ansprüchen auf eine königliche Krone. Zu jener Zeit war Italien das Indien aller jener mittellosen Abenteurer, die, wie Montreal, ihre Einbildungskraft durch die Balladen und Legenden der Robert und Gottfried der Vorzeit erhist hatten; die von Jugend auf geübt waren, ihr Roß zu führen und trotz der Sommerhitze das Gewicht der Waffen zu tragen; und die, als sie in ein verweichlichtes, verstorbes Land kamen, nur Tapferkeit zu zeigen brauchten, um über Schätze zu gebieten. Man hielt es für keine Unehre, wenn ein mächtiger Häuptling eine Bande dieser kühnen Fremdlinge um sich sammelte, — in den Bergen von Beute und Plünderung lebte, — Tyrannen oder Republiken, wie es das Interesse gebot, bekriegte und gegen ungeheure Summen die Rechte des Friedens verkaufte. Bisweilen vermietheten sie sich an einen Staat, um ihn gegen einen andern zu schützen, und das kommende Jahr sah sie im Felde gegen ihre früheren Soldherren. Diese Banden nordischer Söldlinge gewannen daher politische wie militärische Wichtigkeit; sie waren ebenso unentbehrlich für die Sicherheit eines Staates, als sie verderblich waren für die Sicherheit Aller. Nur fünf Jahre vor der Zeit, von welcher wir sprechen, hatte die Republik Florenz die Dienste eines berühmten Führers solcher fremden Krieger — Gualtier's, Herzog von Athen — erkaufte. Durch Zurnf hatte das Volk selbst diesen

Krieger in den Stand eines Fürsten oder Tyrannen ihres Staates erhoben; ehe das Jahr um war, empörten sie sich gegen seine Grausamkeiten, oder vielmehr gegen seine Erpressungen, — denn trotz alles Ruhmens ihrer Geschichtsschreiber fühlten sie einen Angriff auf ihre Börse schmerzlicher, als die Beeinträchtigung ihrer Freiheiten, — sie hatten ihn aus ihrer Stadt vertrieben und sich wieder für eine Republik erklärt. Der tapferste und begünstigste der Soldaten des Herzogs von Athen war Walter von Montreal gewesen; er hatte die Erhebung und den Sturz seines Chefs getheilt. Unter den Volksbewegungen hatte der tiefe, beobachtende Geist des Ritters von St. Johann sich keine geringe politische Erfahrung gesammelt; er hatte gelernt, ein Volk zu prüfen — zu wissen, wie weit dessen Geduld geht — die Vorzeichen einer Revolution zu deuten — in den Zeiten zu lesen. Nach dem Sturze des Herzogs von Athen hatte er als Freiritter, mit anderen Worten als Freibeuter, unter dem kühnen Werner seine Reichthümer und seinen Ruhm sehr vergrößert. Im gegenwärtigen Augenblicke ohne eine seines an Unternehmungen und Intriguen Gefallen findenden Geistes würdige Beschäftigung, hatte der unordentliche, kopflose Zustand Roms ihn in diese Stadt gezogen. Bei dem Bunde, den er Colonna vorgeschlagen — bei den Einflüsterungen, die er der Eitelkeit dieses Signors gemacht — war sein Zweck nur, seine Dienste unentbehrlich zu machen — sich als Haupt des Kriegsvolkes, welches sein Vorschlag für den Ehrgeiz des

Colonna, wenn er angeregt werden konnte, nothwendig machte, fest zu setzen — und in seinem ungeheuren Unternehmungsgeist sah er wahrscheinlich voraus, daß die Herrschaft über eine solche Macht in Wirklichkeit die Herrschaft über Rom werden müsse; — eine Gegenrevolution konnte leicht die Colonna stürzen und ihm selbst die Fürstenwürde übertragen. Es war bisweilen in Rom, wie auch in anderen Staaten Italiens, Sitte gewesen, für die Stelle des obersten Magistrates, unter dem Titel eines Podesta, einen Fremden einem Eingeborenen vorzuziehen. Und Montreal hoffte auf die Möglichkeit, in Rom das zu werden, was der Herzog von Athen in Florenz gewesen war — ein Ehrgeiz, von dem er wohl wußte, daß er die Ansprüche eines Edelmannes aus der Provence, aber nicht die des Führers einer Kriegerschaar übersteige. Aber, wie wir bereits gesehen, sein Scharfblick entdeckte auf einmal, daß er das betagte Oberhaupt der Patricier nicht für die kühnen und gefährlichen Maßregeln gewinnen könne, die zu Erlangung der obersten Gewalt nothwendig waren. Zufrieden mit seiner jetzigen Stellung, und durch sein Alter, wie durch früheres Unglück Mäßigung gelehrt, war Stephan Colonna nicht der Mann, welcher in der Hoffnung auf einen Thron das Schaffot wagte. Die freimüthig bekannte Verachtung des alten Patriciers gegen das Volk und seinen Abgott belehrte auch den tiefblickenden Montreal, daß, wenn der Colonna nicht den Ehrgeiz, er auch nicht die Klugheit besitze, welche zur Herrschaft gehört. Der Ritter

fand, daß seine Warnung vor Nienzi keinen Anklang
 fand, und wandte sich selbst an diesen. Wenig küm-
 merte es den Johanniter, welche Partei die Ober-
 hand behielt — Fürst oder Volk — wenn nur sein
 Zweck erreicht wurde; in der That hatte er die Launen
 eines Volkes nicht studirt, um ihm zu dienen, sondern
 um es zu beherrschen; und überzeugt, daß alle Männer
 von ähulichem Ehrgeize geleitet werden, glaubte er,
 ob nun ein Volksfreund, oder ein Patricier regiere,
 das Volk müsse immer das Opfer sein, und das
 Geschrei Ordnung auf der einen, oder Freiheit
 auf der andern Seite sei ein bloßer Vorwand, durch
 welchen die Thatkraft eines Mannes seinen Ehrgeiz
 vor dem großen Haufen zu rechtfertigen suche. Da
 er sich für einen der ehrenhaftesten Männer seiner
 Zeit hielt, glaubte er an keine Ehre, welche er nicht
 zu fühlen im Stande war; und Skeptiker in der
 Tugend, war er ebendeshalb sehr gläubig in dem
 Punkte des Lasters.

Aber sein kühnes Wesen machte ihn dem aben-
 teuerlichen Nienzi geneigter, als dem selbstgefälligen
 Colonna; und er überlegte, daß er und seine be-
 waffneten Leute für die Sicherheit des ersteren wohl
 nothwendiger sein dürfte, als für die des letzteren.
 Für jetzt war sein Hauptzweck, von Nienzi genau die
 Stärke zu erfahren, über die er zu gebieten hatte
 und wie weit er zu einem wirklichen Aufstande ge-
 rüstet war.

Der scharfsinnige Römer war einerseits darauf
 bedacht, dem Ritter nicht mehr zu verrathen, als er

schon wußte, andererseits, ihn nicht durch anscheinende Zurückhaltung zu erbittern. So schlau Montreal war, besaß er doch nicht die wunderbare Kunst, Andere zu beherrschen, welche in so hohem Grade dem beredten und tiefen Nienzi eigen war; und der Unterschied des beiderseitigen geistigen Vermögens leuchtete deutlich in ihrer jetzigen Unterredung hervor.

„Ich sehe,“ sagte Nienzi, „daß unter allen Ereignissen, welche in neuerer Zeit meinem Ehrgeize lächelten, keines so günstig ist, als dasjenige, welches mich Eures Beistandes und Eurer Freundschaft versichert. Ich bedarf in der That bewaffneter Hülfe. Würdet Ihr es glauben, so kühn unsere Freunde in Privatversammlungen sind, heben sie doch vor einem öffentlichen Ausbruche zurück. Sie fürchten nicht die Patricier, aber die Soldaten der Patricier; denn es ist ein wunderbarer Grundzug des italienischen Muthes, daß sie untereinander sich nicht fürchten, aber Helm und Schwert eines fremden Miethlingses sie wie ein Reh zittern macht.“

„So werden sie denn freudig die Versicherung aufnehmen, daß solche Miethtruppen in ihren Diensten stehen — nicht gegen sie fechten werden; und so viele Ihr für die Revolution verlangt, so viele sollt Ihr erhalten.“

„Aber der Sold und die Bedingungen,“ sagte Nienzi mit seinem trockenen, sarkastischen Lächeln. „Wie sollen wir den ersteren bestimmen und was über die letzteren festsetzen?“

„Das ist eine leicht abzumachende Sache,“ ver-

setzte Montreal. „Ich für meine Person würde, es Euch offen zu gestehen, mich mit dem Ruhme und der Aufregung einer so großen Revolution begnügen. Es schmeichelt mir das Gefühl meiner Unentbehrlichkeit zu Vollenbung wichtiger Ereignisse. Bei meinen Leuten ist das anders. Eure erste Handlung wird sein, Euch der Staatseinkünfte zu versichern. Nun, wie hoch sie sich auch belaufen mögen, soll das Einkommen des ersten Jahres, groß oder klein, unter uns getheilt werden. Ihr die eine, ich und meine Leute die andere Hälfte.“

„Es ist viel,“ sagte Rienzi ernst und wie in tiefer Berechnung, — „aber Rom kann seine Freiheit nicht zu theuer erkaufen. So sei es denn bestimmt.“

„Amen!“ — und nun denn, wie stark seid ihr? denn diese achtzig oder hundert Männer auf dem Aventin, — ehrenwerthe Leute ohne Zweifel, — werden doch wohl zu einem Aufstande kaum hinreichen!“

Der Römer blickte sich vorsichtig in dem Zimmer um und legte die Hand auf Montreaus Arm —

„Zwischen Euch und mir, — es erfordert Zeit, die Leute fest zu machen. Wir werden in den nächsten fünf Wochen nicht im Stande sein, uns zu rühren. Ich habe den Zeitpunkt zu voreilig festgesetzt. Die Ernte ist zwar reif, aber jetzt muß ich durch geheime Beschwörungen und Unterredungen die zerstreuten Bündel zu Garben vereinigen.“

„Fünf Wochen,“ wiederholte Montreal; „das ist viel länger, als ich vermuthete.“

„Was ich verlange,“ fuhr Rienzi, seinen forschenden

den Blick auf Montreal heftend, fort, „ist, daß wir in der Zwischenzeit tiefe Ruhe erhalten, — wir müssen jeden Verdacht entfernen. Ich werde mich in meine Studien begraben und keine weitere Versammlungen berufen.“

„Gut —“

„Und Euch, edler Ritter, dürfte ich es wagen, Euch Verhaltensmaßregeln zu geben, würde ich bitten, Euch unter den Adel zu mischen — gegen mich und das Volk die tiefste Verachtung an den Tag zu legen — und so dazu beizutragen, sie noch mehr in ihrer falschen Sicherheit einzuwiegen. Mittlerweile könntet Ihr ganz ruhig so viele von den bewaffneten Söldnern aus Rom ziehen, als unter Eurem Einflusse stehen, und dadurch die Adelligen ihrer einzigen Vertheidiger berauben. Sind diese kühnen Krieger in den Schlupfwinkeln der Berge, einen Tagmarsch von hier, versammelt, so können wir sie im Fall der Noth herbeirufen, und mitten in unserem Aufstande erscheinen sie an unseren Thoren — von den Edeln als ihre Befreier begrüßt, in Wirklichkeit aber als Verbündete des Volkes. Unsere Feinde werden, wenn sie ihren Irrthum entdecken, in der Verwirrung und Verzweiflung aus der Stadt fliehen.“

„Und ihre Einkünfte, wie die Herrschaft werden das Besizthum des kühnen Kriegers und schlaunen Demagogen!“ rief Montreal unter Lachen.

„Herr Ritter, die Theilung soll gleich werden!“

„Es bleibt dabei!“

„Und jetzt, edler Montreal, eine Flasche von

unserer besten Weinlese!" sagte Rienzi, den Ton ändernd.

"Ihr kennt die Provenzalen," sagte Montreal heiter. Der Wein wurde gebracht, die Unterhaltung wurde frei und vertraulich, und Montreal, dessen Schlaueit erworben, dessen Freimüthigkeit natürlich war, verrieth unwissentlich die geheimen Plane seines Ehrgeizes Rienzi unumwundener, als er im Sinne gehabt hatte. Sie schieden dem Anscheine nach als die besten Freunde.

"Beiläufig gesagt," nahm Rienzi das Wort, als sie den letzten Becher leerten, "Stephan Colonna begibt sich am 19. mit einer Fuhre Korn nach Corneto. Wäre es nicht gut, wenn Ihr den Zug mitmachtet? Ihr könnt die Gelegenheit benutzen, Mißvergnügen unter die ihn begleitenden Söldlinge zu streuen und sie für unseren Plan zu gewinnen."

"Ich habe schon zuvor daran gedacht," versetzte Montreal; "es soll geschehen. Für jetzt lebt wohl!"

„Sein Berberroß und sein Schwert,
Seine Dame, an Schönheit ohne Gleichen
Hält Orlando, der Furchtlose, werth
Allein von Allem, was ihm eigen.“

Dem Braven lächelt das Glück,
Der Normann weicht nicht zurück,
Der Ruhm allein schwellt seine Brust;
Der Ruhm allein ist seine Lust.“

Diese kunstlosen Strophen sang der Ritter, indem er seinen Mantel umwarf, reichte Rienzi die Hand und schied.

Nienzi beobachtete die sich entfernende Gestalt seines Gastes mit einem Ausdrucke von Haß und Furcht in seinen Zügen. „Gebt diesem Menschen die Macht,“ murmelte er, „so kann er ein zweiter Totila werden.“* Mich dünkt, ich sehe in seinem festhaltenden, wilden Wesen — durch all den Glanz von Heiterkeit und ritterlicher Anmuth hindurch — die wahre Personifikation unserer alten Feinde, der Gothen. Ich hoffe, ich habe ihn eingelullt! Fürwahr, zwei Sonnen könnten eben so gut an einer Halbkugel stehen, als Walter von Montreal und Cola die Nienzi in derselben Stadt leben. Die Astrologen sagen uns, man empfinde eine geheime und unwiderstehliche Abneigung gegen diejenigen, deren astralische Einflüsse sie bestimmen, Einem Böses zuzufügen; eine solche Abneigung empfinde ich gegen jenen schönen Mörder. Durchkreuze meine Bahn nicht, Montreal; — durchkreuze meine Bahn nicht!“

Während dieses Selbstgespräches kehrte Nienzi in das Innere seines Hauses zurück, begab sich auf sein Zimmer und wurde diese Nacht nicht mehr gesehen.

Fünftes Kapitel.

Der Zug der Barone. — Der Anfang des Endes.

Es war am Morgen des 19. Mai, die Luft war frisch und hell, und die eben aufgegangene Sonne

* Innocenz VI. erklärte einige Jahre später Montreal noch für schlimmer, als Totila.

schien heiter auf die blizenden Helme und Speere eines stattlichen Zuges bewaffneter Reiter, der durch die lange Hauptstraße Roms dahinprunkte. Das Wiehern der Pferde, das Lönen der Hufe, der Glanz der Rüstungen und das Flattern der Fahnen, geschmückt mit den stolzen Insignien der Colonna, bot eines der fröhlichen und glänzenden, dem Mittelalter eigenthümlichen, Schauspiele dar.

An der Spitze der Truppe ritt auf einem stolzen Rosse Stephan Colonna. Zu seiner Rechten war der Ritter von der Provence, der mit geschickter Hand einen feinen, aber feurigen Araber bändigte; hinter ihm folgten zwei Schildknappen — der eine führte sein Streitroß, der andere trug Lanze und Helm. Zur Linken von Stephan Colonna ritt Adrian ernst und schweigend und antwortete nur sehr einsilbig auf das heitere Geplauder des Ritters von der Provence. Eine beträchtliche Anzahl von der Blüthe des römischen Adels folgte dem alten Baron; eine geschlossene Truppe fremder, vollständig bewaffneter Reiter bildete das Ende des Zuges.

Auf den Straßen war keine Menschenmenge — mit anscheinender Gleichgültigkeit blickten die Bürger aus ihren halbverschlossenen Läden auf den Zug.

„Haben diese Römer keinen Geschmack für Gepränge?“ fragte Montreal; „wenn sie leichter zu belustigen wären, wären sie auch leichter zu regieren.“

„O! Rienzi und solche Possenreißer belustigen sie. Wir machen es besser, — wir schrecken sie!“ erwiderte Stephan.

„Was singt der Troubadour, Signor Adrian?“
fragte Montreal.

„Lächeln, falsch lächeln muß der oft,
Der auf Größe und Herrschaft hofft:
Es entwaffnet die Starken, die Schönen es zwingt,
Täuschet die Hohen, und Länder es erringt.

Lächeln, falsches Lächeln!

Finstre Blicke verrathen das Herz,
Spornen den Tapferen und bringen Schönen Schmerz,
Treiben den Stolz in blutiges Gefecht,
Kreuzen die Speere und morden das Geschlecht.

Finstere, falsche Blicke!

„Das Lied stammt aus Frankreich, Signor; doch
däucht mich, seine Weisheit hat es aus Italien; —
denn das schlangenartige Lächeln ist eine eigenthüm-
liche Unterscheidung Eurer Landsleute, und die finstern
Blicke stehen ihnen übel.“

„Mich dünket, Herr Ritter,“ versetzte Adrian
beißend und zornig über die Etichelei, „Ihr habt
uns finstere Blicke gelehrt; — bisweilen eine Tugend.“

„Aber keine Klugheit, wenn die Hand nicht be-
haupten kann, was die Stirne gedroht,“ erwiderte
Montreal stolz, denn in ihm war viel von der fran-
zösischen Lebhaftigkeit, die oft seine Klugheit besiegte,
und er hegte seit ihrer Unterredung in dem Palaste
Stephan's einen geheimen Groll.

„Herr Ritter,“ antwortete Adrian erröthend, „un-
sere Unterhaltung könnte zu wärmeren Worten füh-
ren, als mir gegenüber von einem Manne lieb wäre,
der mir einen so biedereren Dienst geleistet hat.“

„Nun denn, so kommen wir auf die Troubadours

zurück," sagte Montreal gleichgültig. „Verzeiht mir, wenn ich von italienischer Ehre oder italienischem Muth nicht eben sehr hoch denke; Eure Tapferkeit anerkenne ich, denn ich war Zeuge davon, und Tapferkeit und Ehre gehen Hand in Hand, — laßt Euch das genügen!"

Als Adrian eben antworten wollte, fiel sein Auge plötzlich auf die starke Gestalt Cecco del Vecchio's, der seine entblößten, muskulösen Arme auf seinen Amboss stemmte und lächelnd die Truppe anschaute. Es lag etwas in diesem Lächeln, das den Gedanken Adrian's eine andere Richtung gab, und das er nicht ohne ein unerklärliches Mißfallen betrachten konnte.

„Ein starker Bursche das," sagte Montreal, den Schmied gleichfalls beschauend. „Ich möchte ihn gerne anwerben. Bursche!" rief er laut; „Ihr habt einen Arm, der ebenso tauglich wäre, das Schwert zu führen, als es zu schmieden. Verlaßt Euern Amboss und folgt dem Glücke von Fra Moreale!"

Der Schmied schüttelte den Kopf. „Herr Ritter," sagte er ernst, „wir armen Leute haben keine Neigung für den Krieg; wir brauchen nicht Andere zu tödten — wir verlangen nur selbst zu leben; — wenn Ihr uns das lassen wollt!"

„Bei der heiligen Mutter, eine slavische Antwort! Aber, Ihr Römer — —"

„Seid Sklaven!" unterbrach ihn der Schmied und wandte sich hinweg nach dem Innern seiner Schmiede.

„Der Hund ist meuterisch!" sagte der alte Co-

Ionna. Und als die Schaar vorüberritt, äußerte jeder der rohen Fremdlinge, ermutigt durch ihren Anführer, einen Schimpf oder Scherz in einem barbarischen Versuche des südlichen Patois gegen den lässigen Riesen, als er wieder in dem Vordergrund seiner Schmiede erschien, sich wie zuvor auf seinen Amboss stemmte und durch keine Zeichen verrieth, daß er auf die Verhöhnung achtete, außer durch eine stärkere Glut auf seinem schwärzlichen Gesichte; — und so wandte sich der stattliche Zug durch die Straßen und verließ die ewige Stadt.

In ganz Rom war jetzt eine lange Pause tiefen Schweigens — allgemeiner Ruhe; die Kaufläden waren erst halb geöffnet; Niemand ging an sein Geschäft; es war wie der Anfang eines Festtages, wo der Müßiggang der Freude vorangeht.

Um Mittag konnte man einige wenige kleine Menschengruppen auf den Straßen herumstehen sehen, die einander zuflüsterten, aber sich bald zerstreuten; hie und da eilte ein einzelner Fußgänger, meist in den langen Rock gekleidet, wie sie die Gelehrten gewöhnlich trugen, oder in der noch finsternerer Tracht der Mönche, die Straße hinauf nach der Kirche der St. Maria von Egypten, einst der Tempel der Fortuna. Dann war wieder Alles einsam und öde. Plötzlich hörte man den Schall einer einzelnen Trompete! Er wurde stärker — weithin ertönte er. Cecco del Vecchio sah von seinem Amboss auf. Ein einzelner Reiter ritt langsam an der Schmiede vorbei und that, als er in die Mitte der Straße kam,

einen lauten, langen Stoß in die Trompete, die an seinem Halse hing. Dann sah man eine Menschenmenge plötzlich und wie durch Zauber aus allen Ecken auftauchen; die Straße drängte sich voll von Menschen; aber nur durch den Hall ihrer Fußtritte und durch ein undeutliches, leises Gemurmeln wurde die Stille unterbrochen. Wieder stieß der Reiter in seine Trompete, als wollte er Aufmerksamkeit gebieten, und als der Ton verstummte, rief er laut: — „Freunde und Römer! Morgen mit Tagesanbruch finde sich Jedermann unbewaffnet vor der Kirche St. Angelo ein. Cola di Rienzi ruft die Römer zusammen, um für das Wohl Roms zu sorgen.“ Ein Jubelgeschrei, das die Grundfeste der sieben Hügel zu erschüttern schien, brach bei dem Schlusse dieser kurzen Aufforderung aus; der Reiter ritt langsam weiter und die Menge folgte. — Dies war der Anfang der Revolution.

Sechstes Kapitel.

Der Verschwörer wird die obrigkeitliche Behörde.

Um Mitternacht, als die übrige Stadt in Ruhe gesunken schien, strömte der Glanz von Lichtern durch die Fenster der Kirche von St. Angelo. Lange und feierliche Töne heiliger Musik rissen sich von den wiederhallenden Flügeln los und durchhallten in häufiger Wiederkehr die Luft. Rienzi betete in der Kirche; dreißig Messen füllten die Stunden von Nacht bis Morgen, und die ganze Befräftigung der Religion

wurde angerufen, um das Unternehmen der Freiheit zu heiligen.* Die Sonne war längst aufgegangen, das Volk hatte sich längst vor der Kirchthüre versammelt und bedeckte in langen Zügen alle Straßen, welche zu derselben führten, — als die Glocke der Kirche lang und fröhlich läutete; und als sie schwieg, sangen die Chöre innen folgende Hymne, in welcher auf etwas überraschende, obwohl barbarische Weise der Geist des klassischen Alterthums mit der Glut religiösen Eifers vermengt war: —

Die römische Freiheitshymne.

Berge, laßt es rings ertönen,
Auf dem Siebenhügelthron
Wird sich Rom aufs Neue krönen.

Jubelt laut!

Singet laut, o Thal und Welle,
Lauscht hervor ihr alten Helden
Aus des Grabes enger Zelle!

Jubelt laut!

Bleiches Gespenst, wer bist du? — Seht!
Aus vergangenen, dunkeln Zeiten
Scheint es gleich dem Wind zu schreiten,
Der am Himmel plötzlich weht.

* Es wird nach meinem Dafürhalten, wenn je das Leben Gola di Rienzi's von einer der Aufgabe gewachsenen Hand beschrieben wird, sich zeigen, daß ein kräftiges, religiöses Gefühl sich mit dem politischen Enthusiasmus des Volkes vermischte, — das religiöse Gefühl einer noch nicht reifen, unverbauten Reformation, das Vermächtniß Arnold's von Brescia. Indessen war es nicht gegen die Priester gerichtet, sondern von ihnen begünstigt. Die vornehmsten Mönchsorden erklärten sich für die Revolution.

Als riefiger Schatten stellt es sich dar,
Umgeben von einer bewaffneten Schaar!
Das Leichenhemd schaurig die Glieder deckt
Sein Anblick der Sonne Strahlen schreckt;
Die Welt sich voll Zittern und Bangen erweist,
Gegrüßt sei der großen Vergangenheit Geist!
Gruß; ja Gruß!

Wie wir sprechen und grüßen — der Athem haucht,
Aus den Knospen am Kranz der Lorbeer taucht,
Wie die Sonne aus Nacht das Morgenroth malt,
Wird dunkel das Licht und der Schatten Gestalt
Gruß! ja Gruß!

Der Vergangenheit großer Geist
Kehrt in die Herzen von Rom zurück;
Die hebräischen Fluren trifft sein Blick,
Da er sich wieder als Herrscher weist!

O, Juma, laß es ringsum jetzt ertönen,
Mög' sich die Welt in Freude neu verschönen!
Wo immer nur der freche Stolz gesiegt
Und Recht dem Unrecht grausam unterliegt,
Wo nie erscheint der Sonne Pracht,
Wo der Schuldlose weint in Kerkers Nacht,
Dorthin bringe deine Stimme laut,
Ihr Völker alle kommt und schaut!
Auf den Hügeln, wo die Herven gelebt,
In den Tempeln, wo das Blut der Heiligen flebt,
Im Gefängniß der Märtyrer, im Kaisersaal
Erwecket die Schläfer der Freiheit Schall;
Der Vandal und Gothe herrscht nimmermehr,
Der Römer ist wieder der Erde Herr!

Als der Gesang zu Ende war, öffneten sich die
Thore der Kirche; die Menge wich auf beiden Seiten
zurück, und unter dem Vortritt von drei Jünglingen
aus dem niederen Adel, welche Fahnen mit allegori-
schen Abbildungen, den Triumph der Freiheit, Ge-

rechtigkeit und Eintracht vorstellend, trugen, schritt Rienzi in vollständiger Rüstung, nur ohne den Helm heraus. Sein Antlitz war bleich vom Wachen und heftiger Aufregung — aber tiefsinnig, ernst und feierlich ruhig; der Ausdruck desselben widersezte sich so sehr jedem lärmenden und gemeinen Ausbruch der Gefühle, daß diejenigen, welche es sahen, den Ruf auf ihren Lippen zurückhielten und durch gleichzeitige Stimmen der Mißbilligung die Glückwünsche der hinten stehenden Menge zum Schweigen brachten. Neben Rienzi schritt Raimund, Bischof von Orvieto, und je zwei und zwei marschirend, folgten ihnen hundert Gewaffnete. Unter tiefer Stille begann der Zug, bis, als er sich dem Capitol näherte, die Ehen des Volkes nach und nach verschwand und tausend und aber tausend Stimmen die Lüfte mit Ausrufungen des Jubels und Triumphes erfüllten.

Am Fuße der großen Treppe angekommen, welche damals den Hauptzugang zu dem Platze des Capitoles bildete, hielt der Zug an, und als die Menge den großen, vor derselben befindlichen Raum — geschmückt und geheiligt durch viele der so majestätischen Säulen von Tempeln des Alterthumes — angefüllt hatte, redete Rienzi die Einwohner Roms, die er so plötzlich zu einem Volke erhoben hatte, an.

Er schilderte kräftig die Sklaverei und das Elend des Volkes — die völlige Gesetzlosigkeit — den Mangel selbst der gewöhnlichen Sicherheit für Leben und Eigenthum. Er erklärte, daß er, ohne vor der Gefahr zu erschrecken, der er entgegengehe, sein Leben

der Wiedergeburt des gemeinsamen Vaterlandes weihe, und forderte feierlich das Volk auf, das Unternehmen zu unterstützen und zugleich die Revolution durch Einführung eines Gesetzbuches und Einsetzung einer constitutionellen Versammlung zu heiligen und zu befestigen. Dann ließ er durch den Herold den Entwurf der Menge vorlesen.

Sie schuf oder rief vielmehr ins Leben mit neuen Privilegien und Machtvollkommenheiten — eine repräsentative Versammlung von Räten. Als erstes Gesetz verkündigte sie eines, das für unsere glücklichere Zeiten höchst einfach scheint, bis jetzt aber in Rom nie gehandhabt wurde — jeder vorsätzliche Mörder soll ohne Ansehen der Person mit dem Tode bestraft werden. Sie verfügte, daß kein Privatmann, Edler oder Bürger, feste Burgen und Besatzungen in der Stadt oder auf dem Lande halten dürfe; daß die Thore und Brücken des Staates unter der Aufsicht der zu wählenden höchsten obrigkeitlichen Person stehen sollten. Sie verbot alle Beherbergung von Freibeutern, Söldnern und Räubern bei einer Strafe von tausend Mark Silber, und machte die Barone, welche im Besitze der umliegenden Ländereien waren, für die Sicherheit der Straßen und des Transportes von Handelsgütern verantwortlich. Sie nahm Wittwen und Waisen unter die Obhut des Staates. Sie bestellte in jedem Stadtviertel eine bewaffnete Miliz, welche das Läuten der Glocken auf dem Capitol zu jeder Stunde zum Schutze des Staates versammeln konnte. Sie ordnete an, daß in jedem Hafen an der Küste zur Sicherung des Handels ein

Schiff stationirt werde. Sie bestimmte die Summe von hundert Gulden für die Erben jedes für die Vertheidigung Roms gefallenen Mannes, und weihte die öffentlichen Einkünfte dem Dienste und dem Schutze des Staates.

Dies waren, gemäßigt und wirksam zugleich, die Umrisse der neuen Verfassung, und es unterhält vielleicht den Leser die Erwägung, wie groß die vorherige Unordnung in der Stadt gewesen sein mußte, wenn die allgemeinsten und uranfänglichsten Vorkehrungen der Gesittung und Sicherheit den Hauptinhalt des vorgeschlagenen Gesetzbuches und die Grenzen eines Volksaufstandes ausmachten.

Das hinreißendste Jubelgeschrei folgte der Vorlesung dieses Entwurfes einer neuen Constitution; und mitten unter dem Jauchzen erhob sich die riesige Gestalt des Cecco del Vecchio. Trotz seines Gewerbes war er ein Mann von großer Wichtigkeit in der jetzigen Krisis; sein Eifer und sein Muth, und vielleicht noch mehr seine blinde Leidenschaftlichkeit und sein hartnäckiges Vorurtheil hatten ihn beim Volke beliebt gemacht. Die niedere Klasse der Handwerker betrachtete ihn als ihr Oberhaupt und ihren Vertreter; jetzt sprach er laut und ohne Scheu — sprach gut, weil sein Herz voll von dem war, was er sagen wollte.

„Landsleute und Bürger! — Diese neue Verfassung erhält Euern Beifall — und mit Recht. Was sind aber gute Gesetze, wenn wir nicht gute Männer haben, welche sie vollziehen? Wer kann ein Gesetz besser vollziehen, als der Mann, welcher es entworfen

hat? Wenn Ihr von mir verlangt, daß ich Euch die Idee angebe, wie ein guter Schild zu fertigen sei, und wenn Euch meine Idee gefällt, würdet Ihr denselben durch mich oder durch einen andern Schmied machen lassen? Wenn durch einen andern, so kann er wohl einen guten Schild fertigen, aber es wird nicht derselbe werden, den ich gemacht hätte, und dessen Beschreibung Euch befriedigte. Cola di Rienzi hat ein Gesetzbuch vorgeschlagen, das unser Schild sein soll. Wer anders soll darauf sehen, daß der Schild wird, wie er ihn vorgeschlagen, als Cola di Rienzi? Römer! ich trage darauf an, daß Cola di Rienzi von dem Volke mit der Vollmacht ausgerüstet werde, unter welchem Namen es ihm beliebt, die neue Verfassung ins Werk zu setzen — und welche Mittel er auch anwendet, wir, das Volk, wollen über ihn wachen, daß ihm kein Leid zugefügt werde."

"Lange lebe Rienzi! — Lange lebe Cecco del Vecchio! Er hat wohl gesprochen! — kein Anderer, als der Gesetzgeber soll der Regent sein?"

Solche Zurufungen begrüßten das ehrgeizige Herz des Gelehrten. Die Stimme des Volkes bekleidete ihn mit der höchsten Gewalt. Er hatte eine Republik geschaffen — um, sobald es ihn gelüstete, ein Despot zu werden!

Siebentes Kapitel.

Nach dem Halfter sieht man, wenn die Mähre gestohlen ist.

Während dieser Ereignisse in Rom war schon ein

Diener des Stephan Colonna auf dem Wege nach Corneto. Das Erstaunen, womit der alte Baron die Nachricht aufnahm, kann man sich leicht vorstellen. Er verlor keinen Augenblick, um seine Truppe zu versammeln, und während des Gewühles des Aufbruches trat plötzlich der Ritter von St. Johann zu ihm. Seine Miene hatte ihre gewöhnliche unbefangene Ruhe verloren.

„Was ist das?“ sagte er eilig; „eine Empörung? — Rienzi unumschränkter Beherrscher von Rom? — kann man diesen Nachrichten glauben?“

„Es ist nur zu wahr!“ sagte Colonna mit bitterem Lächeln. „Wo hängen wir ihn bei unserer Zurückkunft?“

„Sprecht nicht so unbesonnen, Herr Baron,“ versetzte Montreal unhöflich; „Rienzi ist stärker als Ihr glaubt. Ich weiß, was Männer sind, und Ihr wißt nur, was Edelleute sind! Wo ist Euer Neffe?“

„Hier ist er, edler Montreal,“ sagte Stephan, die Achseln zuckend, mit halb verächtlichem Lächeln über den Vorwurf, den nicht zu ahnden er für klüger hielt, „hier ist er! — seht, er tritt eben ein!“

„Ihr habt die Neuigkeiten gehört?“ rief Montreal aus.

„Das habe ich.“

„Und verachtet die Revolution?“

„Ich fürchte sie!“

„Dann habt Ihr doch einigen Verstand. Aber diese Sache geht mich nichts an; ich will Eure Berathungen nicht stören. Adieu für jetzt!“ und ehe Stephan ihm

zuvorkommen konnte, hatte der Ritter das Zimmer verlassen.

„Was hat dieser Demagoge im Sinne?“ murmelte Montreal. „Wollte er mich hintergehen? — Hat er sich meiner Gegenwart entledigt, um den ganzen Gewinn des Unternehmens ausschließlich zu behalten? Ich fürchte dies! — der verschmizte Römer! Wir nordischen Krieger könnten nie mit ihrem Verstande in die Schranken treten, käme ihre Feigheit uns nicht zu Hülfe. Aber was ist zu thun? Ich habe Rudolph schon befohlen, mit den Räubern zu unterhandeln, und sie sind auf dem Punkte, ihren bisherigen Herrn zu verlassen. Gut! sei es so! Besser, ich breche zuerst die Macht der Barone und vergleiche mich dann, das Schwert in der Hand, nach meiner Weise mit dem Plebejer. Und wenn ich hierin nicht siege — holde Abeline! dann sehe ich Dich wieder! — Das ist einiger Trost! — und Ludwig von Ungarn wird Kopf und Arm Walters von Montreal theuer erkaufen. Heda! Rudolph!“ als die stämmige Gestalt des Reiters halb bewaffnet und halb betrunken über den Hofraum tanzelte. „Bursche! bist Du betrunken zu dieser Stunde?“

„Trunken oder nüchtern,“ erwiderte Rudolph mit einem tiefen Bücklinge, „bin ich zu Deinen Befehlen.“

„Gut gesprochen! — sind Deine Freunde reif für den Sattel?“

„Achtzig davon, bereits überdrüssig des Müßiggehens und der dumpfen Luft Roms, wollen fliegen, wohin Walter von Montreal es verlangt.“

„Spüte Dich denn — laß sie aufsitzen; wir gehen

von nun an nicht mehr mit dem Colonna — wir verlassen sie, während sie noch schwagen! Sage meinen Knappen, daß sie mich erwarten!"

Und als Stephan Colonna seinen Zelter bestieg, hörte er zum erstenmale, daß der Ritter von der Provence, der Reiter Rudolph und achtzig von den Söldnern bereits abgezogen seien — wohin, wußte Niemand. —

„Uns voran nach Rom! tapferer Barbar!“ sagte Colonna. „Vorwärts meine Herren!“

Achtes Kapitel.

Der Angriff — der Rückzug — die Wahl — und der Anhang.

Bei ihrer Ankunft fand die Schaar Colonna's die Thore Roms verschlossen und die Mauern besetzt. Stephan ließ seine Trompeter mit einem seiner Hauptleute vorgehen, um gebieterisch Einlaß zu begehren.

„Wir haben Befehle,“ erwiderte der Anführer der Stadtwache, „Niemanden einzulassen, der Waffen, Paniere oder Trompeten bei sich führt. Die Herren Colonna mögen ihr Gefolge entlassen, so sind sie willkommen.“

„Wer gab diese unverschämten Befehle?“ fragte der Hauptmann.

„Der Herr Bischof von Orvieto und Cola die Rienzi, die vereinigten Beschützer des *buono Stato*.“

Der Hauptmann des Colonna kehrte mit dieser Botschaft zu seinem Herrn zurück. Stephans Wuth

war nicht zu beschreiben. „Geh zurück,“ schrie er, sobald er die Stimme wieder fand, „und sagt, daß, wenn sofort die Thore nicht für mich und die Meinigen geöffnet werden, das Blut der Plebejer auf ihr Haupt kommen soll. Raimund, der päpstliche Vikar, hat hohe geistliche, aber keine weltliche Gewalt. Er soll ein Fasten ausschreiben, so wird man ihm gehorchen; dem kühnen Rienzi aber sagt, Stephan Colonna werde ihn morgen auf dem Capitol aufsuchen um ihn aus dem höchsten Fenster herabzustürzen.“

„Der Hauptmann verfehlte nicht, diese Botschaft zu überbringen. Der römische Hauptmann gab eine eben so grimmige Antwort.

„Erklärt Eurem Herrn,“ sagte er, „daß Rom ihn und die Seinigen für Rebellen und Verräther ansieht, und daß in dem Augenblicke, wo Ihr Eure Truppe wieder erreicht, unsere Bogenschützen den Befehl erhalten, ihre Bogen zu spannen — im Namen des Papstes, der Stadt und des Befreiers.“

Diese Drohung wurde buchstäblich erfüllt, und ehe der alte Baron Zeit hatte, seine Leute bestmöglich aufzustellen, wurden die Thore aufgestoßen, und eine wohlbewaffnete, wenn auch undisciplinirte Menge stürzte heraus mit trotzigem Geschrei, mit klirrenden Waffen, voran das azurne Banner des römischen Staates. Ihr Angriff war so verzweifelt und ihre Anzahl so groß, daß die Barone nach einem kurzen tumultuarischen Kampfe zurückgeschlagen und von ihren Verfolgern weit über eine Meile von den Mauern der Stadt getrieben wurden.

Sobald sich die Barone von der Unordnung und dem Schrecken erholt hatten, wurde eilig Rath gepflogen, bei welchem verschiedene und widersprechende Ansichten laut geltend gemacht wurden. Einige waren dafür, für den Augenblick nach Palestrina sich zu wenden, welches den Colonna gehörte und eine beinahe unzugängliche Feste besaß. Andere waren dafür, sich zu zerstreuen und friedlich in kleinen Abtheilungen durch die Thore einzuziehen. Stephan Colonna — aufgebracht und seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung nicht mächtig — war nicht im Stande, sein Ansehen aufrecht zu erhalten; Luca di Savelli, ein furchtsamer, aber falscher und feiner Mann, wandte schon den Kopf seines Pferdes und gebot seinen Leuten, ihm auf sein Schloß in der Romagna zu folgen, als der alte Colonna sich auf ein Mittel besann, seine Schaar von einer Auflösung zurückzuhalten, die, wie er verständig genug war, einzusehen, für die allgemeine Sache mißlich werden mußte. Er schlug vor, sie wollten zusammen nach Palestrina ziehen und sich dort befestigen, während einer von den Vornehmsten auserlesen werden solle, um anscheinend unterwürfig allein nach Rom zu gehen und Rienzi's Stärke zu untersuchen, mit der unbeschränkten Vollmacht, wenn es möglich, Widerstand zu leisten — oder die bestmöglichen Bedingungen für den Einlaß der Uebrigen auszuwirken.

„Und wer,“ fragte Savelli mit höhnischem Lächeln, „will sich dieser gefährlichen Sendung unterziehen? Wer will sich unbewaffnet und allein der Wuth des

kühnsten Pöbels in Italien und der Laune eines Demagogen in der ersten Blüte seiner Macht aussetzen?"

Die Barone und Hauptleute sahen einander schweigend an. Savelli lachte.

Bisher hatte Adrian an der Besprechung keinen, an dem vorhergehenden Gesechte nur wenig Theil genommen. Jetzt kam er seinem Vetter zu Hülfe.

„Signori!“ sagte er, „ich will die Sendung übernehmen, — aber auf meine eigene Rechnung, unabhängig von Euch Anderen; — frei zu thun, was ich der Würde eines römischen Nobili und dem Interesse eines römischen Bürgers für am angemessensten halte; frei meine Fahne auf meinem eigenen Thurme aufzupflanzen, oder der neuen Staatsgewalt Treue zu leisten.“

„Wohl gesprochen!“ rief der alte Colonna eilig. „Der Himmel sei dafür, daß wir Rom als Feinde betreten, wenn als Freunde es zu betreten uns noch gestattet wird. Was sagt Ihr, edle Herren?“

„Eine würdigere Wahl konnte nicht getroffen werden,“ sagte Savelli; „aber ich sollte es kaum für möglich halten, daß ein Colonna nur an eine Wahl zwischen Widerstand und Treueleistung gegen diese plötzlich entstandene Revolution dächte.“

„Darüber, Signor, will ich für mich selbst urtheilen; wenn Ihr einen Diplomaten für Euch wünscht, wählt einen Anderen. Ich gestehe Euch offen, daß ich genug von anderen Staaten gesehen habe, um einzusehen, der Zustand Rom's in neuerer Zeit erheische eine Verbesserung. Ob Rienzi und Raimund

der Aufgabe gewachsen sind, der sie sich unterzogen, weiß ich nicht."

Savelli schwieg. Der alte Colonna nahm das Wort.

"Nach Palestrina denn! — Seid Ihr Alle damit einverstanden? im schlimmsten oder besten Falle dürfen wir uns nicht trennen! Nur unter dieser Bedingung gebe ich zu, daß mein Vetter sein Leben auf das Spiel setzt!"

Die Barone murmelten eine Weile untereinander; — die Räthlichkeit von Stephans Vorschlag war einleuchtend, und so stimmten sie endlich demselben bei.

Adrian sah sie abziehen und ritt dann, nur von seinem Knappen begleitet, langsam gegen einen entfernteren Eingang der Stadt. Am Thore angekommen, wurde er nach seinem Namen gefragt — er gab ihn ohne Rückhalt an.

"Reitet ein, mein Herr," sagte der Wächter, "unsere Befehle lauten, Alle einzulassen, die ohne Waffen und ohne Gefolge kommen. Insbesondere aber haben wir den ausdrücklichen Befehl, dem Signor Adrian di Castello die einem Bürger und Freunde gebührende Ehre zu erweisen."

Adrian, etwas gerührt durch die hierin liegende Erinnerung der Freundschaft, ritt jetzt durch eine lange Reihe bewaffneter Bürger, die ihn, als er vorüberkam, achtungsvoll grüßten, und als er den Gruß mit Höflichkeit erwiderte, folgte lautes Beifallsgeschrei hinter den Schritten seines Pferdes.

So ritt, außer einem Diener, der junge Patri-

cier allein und friedlich langsam durch die langen, leeren und verlassenen Straßen, — denn beinahe die Hälfte der Einwohnerschaft war auf den Mauern versammelt, und nahezu die andere Hälfte war mit Erfüllung einer friedlicheren Pflicht beschäftigt, — bis er weiter in das Innere der Stadt kam und der weite, erhöhte Platz des Capitols sich seinen Blicken darbot. Langsam ging die Sonne unter über einer ungeheuren Menschenmenge, welche diesen Raum ganz überdeckte, und hoch über einem in der Mitte sich erhebenden Gerüste glänzte im Abendstrahl das große mit silbernen Sternen geschmückte Panier von Rom. —

Adrian hielt sein Pferd an. „Dies,“ dachte er, „ist wohl nicht die geeignete Stunde, mich öffentlich mit Nienzi zu besprechen, und doch möchte ich gerne, unter die Menge gemischt, beurtheilen, wie weit seine Macht begründet ist, und auf welche Weise er dieselbe trägt.“ Er bedachte sich einen Augenblick, ritt in eine der einsameren, damals ganz verlassen Straßen, übergab sein Pferd seinem Knappen, borgte von diesem Sturmhaube und den langen Mantel, ging nach einem der weniger häufig benützten Eingänge des Capitols und stand nun, in seinen Mantel gehüllt, — selbst zu ihr gehörend — unter der Menge, aufmerksam auf Alles, was sich ereignen sollte.

„Und was,“ fragte er einen einfach gekleideten Bürger, „ist die Ursache dieser Versammlung?“

„Habt Ihr die Bekanntmachung nicht gehört?“ versetzte der Andere erstaunt. „Wißt Ihr nicht, daß der Rath der Stadt und die Handwerker Gilben durch

Abstimmung entschieden haben, Nienzi den Titel eines Königs von Rom anzubieten?"

Der Ritter des Kaisers, dem diese erhabene Würde zustand, zog sich erschreckt zurück.

"Und," begann der Bürger wieder, "diese Versammlung aller geringeren Barone, Rätthe und Handwerker ist zusammengekommen, um die Antwort zu hören."

"Natürlich wird sie bejahend ausfallen?"

"Ich weiß nicht — es sind sonderbare Gerüchte im Umlauf; bisher hat der Befreier seine Gesinnung geheim gehalten." In diesem Augenblicke verkündete ein lauter Lusch das Herannahen Nienzi's. Lärmend theilte sich die Menge und nun schritt Nienzi, noch in voller Rüstung, außer dem Helme, von dem Palaste auf dem Capitol auf das Gerüste, und mit ihm in all dem Glanze seines bischöflichen Staatskleides, Raimund von Orvieto.

Sobald Nienzi die Plattform bestiegen hatte und so der ganzen Menge sichtbar geworden war — keine Worte reichen hin, die Begeisterung aller Anwesenden zu schildern — das Geschrei, die Geberden, die Thränen, die Seufzer, das wilde Gelächter, worin die Theilnahme dieser lebhaften und reizbaren Kinder des Südens sich Luft machte. Die Fenster und Balcone des Palastes waren von den Weibern und Töchtern der niedereren Barone und der reicheren Bürger besetzt; und Adrian befiel ein leichtes Zittern, als er unter ihnen — bleich — bewegt — weinend — das liebliche Antlitz seiner Irene erblickte, das selbst

in dieser Gemüthsbewegung alle Anwesende verdunkelte, mit Ausnahme Eines neben ihr, dessen Schönheit durch die Aufregung dieser Stunde nur noch erhöht worden war. Die schwarzen, großen, blizenden, leicht bethauten Augen Nina's von Raselli ruhten stolz auf dem Helden ihrer Wahl; und mehr noch Stolz, als Freude, verlieh ihrer Wange ein höheres Infarnat, und ihrer edeln, abgerundeten Gestalt einen königlichen Anstand. Die untergehende Sonne strömte ihren vollen Glanz auf den Ort, die entblößten Häupter — die belebten Züge der Menge — die graue, ungeheure Masse des Capitols, und nicht weit von Rienzi entfernt übergoss sie mit einem seltsamen, blendenden Lichte den kolossalen Löwen aus Basalt, * von welchem eine zu dem Capitol führende Treppe ihren Namen hatte. Er war eine alte ägyptische Reliquie, — groß, durch die Zeit verdorben und grimmig, das Symbol eines verschwundenen Glaubens, an dessen Gesichte der Bildhauer etwas Menschenähnliches angebracht hatte. Und dies gab, indem es die wahrscheinlich beabsichtigte Wirkung hervorbrachte, den ernsten Zügen und der feierlich stillen Ruhe das eigenthümliche Geheimniß der ägypti-

* Das heutige Capitol ist sehr verschieden von dem Gebäude dieses Namens zu Rienzi's Zeit, und der Leser darf nicht glauben, daß die jetzige nach dem Plane Michel Angelo's angelegte Treppe, an deren Fuß zwei Löwen aus Marmor sich befinden, welche letztere Pius IV. aus der Kirche St. Stephan del Gacco genommen, die Treppe des Basaltlöwen war, die in so ernsthafter Beziehung zu der Geschichte Rienzi's steht. Dieser stumme Zeuge schwarzer Thaten ist nicht mehr.

ſchen Skulptur, zu allen Zeiten einen myſtiſchen, übernatürlichen und furchtbaren Ausdruck. Die Furcht, welche dieſes koloffale und grimmige Bild einzuflößen geeignet war, wurde von dem gemeinen Volke noch tiefer deßhalb gefühlt, weil die „Treppe des Löwen“ der gewöhnliche Ort für öffentliche Hinrichtungen, wie für öffentliche Ceremonien war. Und ſelten vergaß der ſtolzeſte Bürger ſich zu bekreuzen, oder vermochte ſich eines gewiſſen Schreckens zu erwehren, wenn er über den Platz ging und plötzlich den ſteinernen Blick und das ominöſe Grinsen des alten Ungeheuers aus den Städten des Nils auf ſich gerichtet ſah. Es vergingen einige Minuten, ehe die Gefühle der verſammelten Menge Rienzi's Worte verſtändlich werden ließen. Als aber endlich der letzte Ausbruch mit einem gleichzeitigen Geſchrei: „Lange lebe Rienzi! der Befreier und König von Rom!“ ſchloß, erhob er ungeduldig die Hand, und die Neugierde der Menge brachte eine plötzliche Stille hervor.

„Befreier von Rom, meine Landeleute!“ ſprach er, „ja, ändert dieſen Titel nicht — ich bin zu ehrgeizig, um König ſein zu wollen! Bewahret den Gehorſam gegen Euern Papſt — die Ergebenheit gegen Euern Kaiſer — aber bleibt getreu Eurer eignen Freiheit. Ihr habt ein Recht auf Eure alte Verfaſſung; aber dieſe Verfaſſung bedurfte keines Königes. Nacheifernd dem Namen eines Brutus, bin ich erhaben über den Titel eines Tarquin! Römer, erwacht! erwacht! Laßt Euch von einer edleren Freiheitsliebe begeistern, als die iſt, welche, wenn

sie den Tyrannen von heute entthront, toll sich der Gefahr aussetzen, morgen wieder einen Tyrannen zu haben! Rom bedarf noch immer eines Befreiers — keines Usurpators! — Nehmt jenen Land hinweg!"

Hier entstand eine Pause! die Menge war tief ergriffen, aber nicht lärmend äußerte sich dieser Eindruck; sie erwarteten ängstlich eine Antwort von ihren Räthen, oder von den Führern des Volkes.

"Signor," sprach Pandulpho di Guido, einer der Caporioni, "Eure Antwort ist Eures Ruhmes würdig. Aber um das Gesetz zu vollstrecken, muß Rom Euch mit einem gesetzlichen Titel begaben — wenn nicht den eines Königes, so geruhet, den eines Dictators, oder eines Consuls anzunehmen."

"Lange lebe der Consul Rienzi!" schrien mehrere Stimmen. Rienzi gebot durch Winken mit der Hand Stillschweigen.

"Pandulpho di Guido, und Ihr, geehrte Räthe von Rom! ein solcher Titel ist zu erhaben für meine Verdienste, und unanwendbar auf meine Verrichtungen. Ich stamme aus dem Volke — das Volk ist das mir anvertraute Gut; die Adeligen können sich selbst schützen. Dictator und Consul sind Benennungen für Patricier. Nein," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, wenn Ihr es zur Erhaltung der Ordnung für nothwendig erachtet, daß Euerm Mitbürger ein förmlicher Titel und eine anerkannte Macht übertragen werde, so sei es denn: aber laßt sie von der Art sein, daß sie die Beschaffenheit unserer neuen Einrichtungen, die Klugheit des Volkes und die Mäßigung

der Männer, die an dessen Spitze stehen, bezeugen. Einst, meine Landsleute, wählte das Volk zu Beschützern seiner Rechte und Wächtern seiner Freiheit gewisse, dem Volke verantwortliche Beamte, gewählt aus dem Volke, — Sorge tragend für das Volk. Ihre Macht war groß, aber sie war übertragen; eine Würde, aber eine anvertraute. Der Name dieser Beamten war Tribunen. Dies ist der Titel, den ich, wenn er mir, nicht durch Zurs, sondern im vollen Parlament des Volkes, unterstützt von diesem Parlamente und herrschend mit diesem Parlamente — übertragen wird, dankbar annehmen werde.“

Nienzi's Rede und Gesinnungen wurden durch sein Wesen voll ernster und tiefer Aufrichtigkeit noch weit undurchdringlicher; und die Römer fühlten trotz ihrer Gesunkenheit ein augenblickliches Entzücken über die Mäßigung ihres Oberhauptes. „Lange lebe der Tribun von Rom!“ wurde gerufen, aber weniger stürmisch, als „Lange lebe der König!“ Und das Volk hielt die Revolution beinahe für unvollständig, weil der erhabene Titel nicht angenommen wurde. Einem entarteten und gesunkenen Volke erscheint die Freiheit als etwas zu einfaches, wenn sie nicht mit

* Weber Gibbon, noch Sismondi, von denen Keiner die von Hofseminus aufbewahrten Originalurkunden mit viel Aufmerksamkeit nachgeschlagen zu haben scheint, erwähnen des repräsentativen Parlamentes, welches einzusetzen, oder zu bilden, beinahe Nienzi's erste öffentliche Handlung war. Sechs Tage nach dem denkwürdigen 19. Mai redete er das Volk von Viterbo in einem noch vorhandenen Briefe an. Er fordert es auf, zwei Syndicus, oder Gesandte, zu dem allgemeinen Parlament zu wählen und zu schicken.

dem Gepränge eben des Despotismus geschmückt ist, den es entthronen wollte. Mehr nach Rache als nach Erleichterung sehnt es sich; und je größer die neue Gewalt, die es schafft, desto größer scheint ihm die Rache gegen die alte. Doch freuten sich alle Beachteteren, Einsichtsvolleren und Mächtigeren unter der Versammlung über eine Mäßigung, welche, wie sie voraussahen, Rom vor tausend Gefahren von Seiten des Kaisers oder des Papstes bewahrte. Ihre Freude wurde noch vermehrt, als Rienzi, sobald es die wieder eintretende Stille erlaubte, hinzufügte: „Und da wir gleiche Arbeiter in derselben Sache waren, sollte jede mir zuerkannte Ehre auch auf den Stellvertreter des Papstes, Raimund, Bischof von Orvieto, ausgedehnt werden. Bedenket, daß Kirche und Staat, streng genommen, nur weil ihre Wohlthäter, auch die Beherrscher der Völker sind. — Lange lebe der erste Vikar eines Papstes, der immer auch der Befreier des Staates war!“

Ob nun Rienzi einzig und allein durch seinen Patriotismus zu dieser Mäßigung bewogen wurde, oder nicht, so ist doch so viel gewiß, daß sein Scharfsinn seiner Tugend wenigstens gleich kam; und Nichts vielleicht hätte die Revolution mehr befestigen können, als daß der Vikar und Stellvertreter der päpstlichen Gewalt auf diese Weise sein Amtsgenosse wurde; sie borgte für die Augenblicke die Sanction des Papstes selbst — der auf diese Art die Verantwortlichkeit der Revolution zu theilen hatte, ohne die Gewalt des Staates allein zu besitzen.

Während die Menge dem Vorschlage Rienzi's zujauchzte, während ihr Jubelgeschrei noch die Luft erfüllte, während der etwas erstaunte Raimund durch Zeichen und Geberden seine Dankbarkeit und seine Demuth auszudrücken suchte, bemerkte der zum Tribun Erwählte, als er seine Blicke umherschweifen ließ, Manche, die ihre Neugierde hiehergezogen hatte, und welche in der ersten Hitze der öffentlichen Begeisterung zu gewinnen, wegen ihres Ranges und ihres Gewichtes, wünschenswerth erschien. Demzufolge berief Rienzi, sobald Raimund eine kurze und pomphaste Anrede gehalten hatte, — worin die bereitwillige Annahme der ihm angebotenen Ehre possierlich gegen den ängstlichen Wunsch abstach, weder sich, noch den Papst in etwaige verdrießliche Folgen zu verwickeln — zwei hintenstehende Herolde auf die Plattform; einer derselben trat vor und verkündete: „Da zu wünschen sei, daß Alle, die bis jetzt neutral geblieben, sich nun als Freunde oder Feinde bekennen, so werden sie eingeladen, den Eid des Gehorsams gegen die Gesetze zu leisten, und sich durch ihre Unterschrift dem Buono Stato anzuschließen.“

Der Eifer des Volkes war so groß, so sehr war er in seiner Haltung durch Rienzi's Reden veredelt und verstärkt worden, daß die Ansteckung selbst die Gleichgültigsten ergriffen hatte; Niemand wollte den Schein auf sich ziehen, als weiche er von den Andern zurück, so daß die Neutralsten, die wußten, daß sie die Angesehensten waren, sich am meisten gegen den Buono Stato verpflichteten. Der erste.

welcher sich der Plattform näherte und den Eid leistete, war der Signor di Naselli, Mina's Vater. — Andere von dem niederen Adel folgten seinem Beispiele.

Die Anwesenheit des päpstlichen Vikars bestimmte die aristokratisch Gesinnten; die Furcht vor dem Volke drängte die Selbstsüchtigen; Jubelgeschrei und Glückwünsche ermutigten die Eiteln. Der Raum zwischen Adrian und Rienzi hatte sich gelichtet. Der junge Edelmann fühlte plötzlich, daß die Blicke des Tribuns auf ihm ruhten; er fühlte, daß diese Blicke ihn erkannten und aufforderten — er erröthete — sein Athem wurde kürzer. Die edle Mäßigung Rienzi's hatte sein Herz gerührt; — das Beifalljauchzen — das Gepränge — die Begeisterung des Auftrittes berauschte — verwirrte ihn. Er schlug die Augen auf und sah vor sich die Schwester des Tribuns — die Dame seiner Liebe! Seine Unschlüssigkeit — sein Schweigen — dauerten noch immer, als Raimund ihn bemerkte und auf einige Worte, die ihm Rienzi zuflüsterte, listig laut ausrief: „Platz für den Herrn Adrian di Castello! ein Colonna! ein Colonna!“ Der Rückzug war nun abgeschnitten. Mechanisch und wie im Traum bestieg Adrian die Plattform; und um den Triumph des Tribunen vollständig zu machen, sah der letzte Sonnenstrahl die Blüte der Colonna — den besten und tapfersten der Barone Roms — seine Macht und Gewalt anerkennen und seine Gesetze unterschreiben!